

**Miss Schweiz: Whitney Toyloy über die Seele der Romandie**

Nummer 21 – 20. Mai 2009 – 77. Jahrgang  
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

# DIE WELTWOCHEN



## **Brauchen wir ein drittes Konjunktur-Programm?**

Das Krisenmanagement von Bundesrätin Leuthard.

*Von Markus Somm und Carmen Gasser*

## **Le Corbusier in Unterhosen**

Ein intimer Blick auf die Architektur-Ikone. *Von Daniele Muscionico*

## **Olenicoff belastet die UBS**

Der russische Steuerhinterzieher spricht über sich und die Grossbank.

*Von Peter Hossli*





red dot design award  
best of the best 2009

## Faszinierend. Das 4-türige Comfort Coupé. Der Passat CC.

Kraftvolle Sportlichkeit und innovative Technologie: Wie kein anderer verbindet der viertürige Passat CC den Komfort einer Limousine mit dem Design eines Coupés und der Dynamik eines Sportwagens. So sorgt nicht nur sein souveräner V6-Motor mit 300 PS (220 kW) für ein einzigartiges Fahrvergnügen, sondern auch der intelligente Allradantrieb 4Motion sowie das innovative Doppelkupplungsgetriebe DSG. Gleichzeitig können Sie die Dämpfung über die adaptive Fahrwerksregelung DCC einstellen – von komfortabel bis sportlich. Am besten, Sie überzeugen sich bei einer Probefahrt gleich selbst. Übrigens: Diesen Luxus gibt es bereits für 48'200 Franken\*.

**Erst wenn ein Auto Innovationen allen zugänglich macht, ist es: Das Auto.**

### VOLKSWAGEN SWISS SERVICE PACKAGE

10 Jahre Service bis 100'000 km / 3 Jahre Reparatur bis 100'000 km / 3 Jahre Personenassistance



**Das Auto.**

\* Passat CC 1.8 l TSI, 160 PS (118 kW), 6-Gang: Fr. 48'200.-. Abgebildetes Modell Passat CC 3.6 l TSI V6 4Motion 300 PS (220 kW), DSG-6-Gang inkl. Mehrausstattung: Fr. 69'760.-. Treibstoff-Normverbrauch gesamt: 10.1 l/100 km, CO<sub>2</sub>-Ausstoss: 242 g/km, CO<sub>2</sub>-Mittelwert aller in der Schweiz angebotenen Fahrzeugmodelle: 204 g/km. Energieeffizienz-Kategorie: F.

**Panasonic**  
ideas for life



**UNCHARFE BEWEGUNGEN KÖNNEN SIE  
AUCH SCHARF SEHEN.**

Die neue Ära des Fernsehens beginnt jetzt bei Ihnen zu Hause. Selbst schnellste Bewegungen in Spielfilmen und Sport-szenen erleben Sie mit dem neuen VIERA in unglaublicher Schärfe und Echtheit. Die Bildqualität der einzigartigen 600 Hz Neo Plasma-Technologie und Full HD ist so herausragend, dass Sie Ihren Augen nicht trauen. Sie werden sehen.

**EVERYTHING  
MATTERS.**



**VIERA**

neoPDP  [www.panasonic.ch](http://www.panasonic.ch)

## Konjunktur

Die Schweiz steht gar nicht so schlecht da. Von Deutschland kann der Bundesrat viel über Konjunkturprogramme lernen.

Von Roger Köppel

Die Schweiz hat sich bisher in der Krise gut geschlagen. Ob gewollt oder aus Versehen: Die Bundespolitik hielt sich zurück. Man verzichtete auf übertriebene Konjunkturprogramme. Die Gesamtverschuldung bleibt unter Kontrolle, die Neuverschuldung wird gering ausfallen. Grundsatzdebatten über die «Zukunft des Kapitalismus» blieben aus. Während in der Nachbarschaft die Gewerkschaften auf die Barrikaden steigen, bleibt in der Schweiz das meiste beim Alten. Dem Bundesrat gebührt das Verdienst, diese Entwicklung wenn auch nicht lanciert, so doch immerhin nicht verhindert zu haben.

Im Juni entscheidet die Regierung über ein drittes Konjunkturpaket. Falsche Entwicklungen zeichnen sich ab. Am Swiss Economic Forum letzte Woche streckten bereits erstaunlich viele Unternehmen erwartungsfroh die hohle Hand aus. Der Schweizer KMU-Verband fordert gezielte finanzielle Hilfen und hofft auf einen Geldregen aus Bern. Die kurzsichtigen Begehrlichkeiten zeigen modellhaft, dass die ordnungspolitische Vernunft auch in der Wirtschaft immer dann aufhört, wenn eigene Profitinteressen bedroht scheinen.

Die Firmen handeln rational, wenn auch irrig. Sie wissen, dass es einfacher ist, die Politik um Subventionen anzubetteln, als im härter werdenden Wettbewerb aus eigener Kraft zu bestehen. Wohin dieser Opportunismus führt, können wir seit Jahren in der amerikanischen Automobilindustrie beobachten. Staatshilfen sind Euthanasieprogramme für kranke Unternehmen. Wer das süsse Gift in Anspruch nimmt, kommt nicht mehr davon los. Ob Bundesrat und Parlament die Kraft haben werden, den Forderungen zu widerstehen, ist fraglich.

Steuersenkungen sind jetzt unvermeidlich. Wer dem Staat Mittel entzieht, zwingt ihn zur Senkung der Kosten. Es ist eine Illusion, zu glauben, dass Staaten zuerst sparen und dann die Steuern senken. In der Regel steigern sie die Ausgaben, um nachher die Steuern zu erhöhen. In diese Falle sollte die Schweiz auf keinen Fall geraten. Darüber hinaus: Der Nutzen staatlicher Beihilfen ist nicht erwiesen. Das grösste Konjunkturprogramm der Gegenwart ist die seit bald zwei Jahrzehnten mit Grossaufwand betriebene Aufpöppelung der



*Euthanasieprogramme für die Wirtschaft.*

früheren DDR. Insgesamt zweieinhalb Billionen Franken investierte die Bundesrepublik bisher in den Aufbau Ost. Die Resultate sind ernüchternd. Zwar konnten die Infrastrukturen und die Städte massiv verbessert und verschönert werden. Alte industrielle Zentren wie Dresden, Jena oder Leipzig schafften auch dank den Subventionen den Sprung ins 21. Jahrhundert. Zudem sind die neuen Bundesländer zu einem Testfeld grüner Technologien geworden, die als gewaltiges Freiluftexperiment immerhin Indizien liefern für die Brauchbarkeit dieser staatlich finanzierten Energiegewinnungsmethoden.

Auf der anderen Seite allerdings krankt die ehemalige DDR nach wie vor an einem Massenexodus und einem auch im Vergleich mit anderen ehemaligen Oststaaten schwachen Wirtschaftswachstum. Bundeskanzlerin Merkel, die selber aus der DDR stammt, liess nicht zuletzt deshalb Zurückhaltung walten in ihrer Konjunkturpolitik, weil ihr die fremdfinanzierten neuen Bundesländer als Fass ohne Boden abschreckend vor Augen bleiben. Es ist das alte Drama der Planwirtschaft: Beste Absichten produzieren Unheil und Verluste.

In der Schweiz stellt sich der Fall etwas anders dar, aber die Schlussfolgerungen bleiben. Unsere Wirtschaft ist exportabhängig, da bringen Konjunkturpakete nichts. Placebo-Massnahmen wie die ins Auge gefassten Beihilfen zur Senkung der Jugendarbeitslosigkeit diskriminieren nur ältere Arbeitneh-

mer zugunsten ihrer jüngeren Kollegen. Die Schweiz hat schon viele Krisen überlebt. Ihre Stärke wuchs auch dadurch, dass sich die Politik nach Kräften aus der Wirtschaft heraushielt. Unsere Uhrenindustrie stand Ende der siebziger Jahre vor dem Kollaps. Weder Parteien noch Bundesräte mischten sich ein. Subventionen wurden nicht verabreicht. Es war das Verdienst des Unternehmers Nicolas Hayek, dass aus den Ruinen neues Leben erblühte. Heute beschäftigt der Uhren-Sektor mehr Leute als zuvor. Das beste Schweizer Konjunkturprogramm sind und waren stets fruchtbare Rahmenbedingungen für fähige Wirtschaftsleute: tiefe Steuern, viel Freiheit, hohe Rechtssicherheit und damit ein Staat, der seine Kosten im Griff hat. Die Klage junger Unternehmer heute, sie bekämen von den Banken wegen der Krise kein Geld, ist in Wahrheit nur die Klage darüber, dass es ihnen an wirklich guten Ideen fehlt, um Investitionen anzuziehen.

Es gibt Leute, die behaupten, gerade in einer Wirtschaftskrise müsse die öffentliche Hand entschieden einschreiten, um «antizyklische» Impulse zu setzen. Das ist ein Kernanliegen des Keynesianismus, der in politisch interessierten Kreisen gerade wieder einmal hochgejubelt wird. Den Vorstössen ist mit Skepsis zu begegnen.

Als Keynes seine Ideen lancierte, in den zwanziger und dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts, lagen die Staatsquoten in den meisten Industrieländern unterhalb von zwanzig Prozent. Es gab kaum Sozialwerke und Sicherheitsnetze. Dieser Notstand wurde längst behoben. Wir haben heute einen institutionalisierten Keynesianismus, der sich je nach Lesart in Staatsquoten gegen 50 Prozent ausdrückt. Diesen Anteil weiter hochschrauben zu wollen, läuft auf eine mutwillige Gefährdung der Marktwirtschaft hinaus. Mit ihrem verantwortungslosen Ruf nach Staatshilfe sabotieren die Schweizer KMU-Vertreter das System, dem sie ihren Wohlstand verdanken.

Die Schweiz hat richtig gehandelt, als sie im letzten Herbst die serbelnden Banken stützte. Im Notfall muss der Staat den Blutkreislauf der Wirtschaft retten. Bei der UBS wird erfreulicherweise bereits der geordnete Rückzug vorbereitet. Die Schweiz bleibt gegenüber der Konkurrenz auch hier im Vorteil. Etwas ganz anderes als die Stabilisierung des Bankensystems freilich ist die sektorielle Bevorzugung angeschlagener Unternehmen. Sie ist unbedingt zu vermeiden. Im Wettrennen der Zukunft werden sich die Staaten durchsetzen, die ihren Haushalt sauber und ihre Kosten tief halten können. Die Schweiz hat die Chance, ihre Attraktivität zu steigern, wenn sie ihrem bisherigen, vernünftigen Kurs treu bleibt. Je weniger die Regierung macht, desto besser.

Die Schweiz braucht kein drittes Konjunkturpaket.

# Business Class für alle.

Mit den aktuellen Business Class Preisen von Austrian Airlines, inkl. preisgekrönten Gourmetmenüs von DO&CO, flachen Schlaf-Fauteuils mit 195cm Bettlänge und wertvollen Statusmeilen bei Miles & More. Via Wien, Europas schnellsten Transferflughafen.

[www.austrian.com](http://www.austrian.com)

**Bangkok, Delhi, Dubai, Kairo\*** ab **CHF 2800.–**

**Peking** ab **CHF 2900.–** | **Tokio** ab **CHF 3800.–**

**Austrian**  
We fly for your smile.



**VIE** Vienna  
International  
Airport

Open For New Horizons.

Weitere Destinationen und Buchungen auf [www.austrian.com](http://www.austrian.com) oder in Ihrem Reisebüro. \*Die Flüge nach Kairo sind mit grosszügigen Komfortsitzen (keine Schlaf-Fauteuils) ausgestattet. Preisbeispiele für Abflüge ab Zürich, inkl. Retourflug, Taxen und Gebühren, exkl. Ticket Service Charge. Tarif unterliegt Spezialbedingungen. Platzzahl beschränkt. Änderungen vorbehalten. Buchungszeitraum bis 15. Juni 2009, Reisezeitraum bis 31. August 2009. Sammeln Sie Meilen mit Miles & More.



*Illegale Tricks: Immobilienhändler Olenicoff. Seite 44*

## Interview

### 44 «Ich bin schuldig»

Er ist Russe, Milliardär und ehemaliger UBS-Kunde. Mittlerweile hat Igor Olenicoff gestanden, mit Hilfe des Beraters Bradley Birkenfeld 200 Millionen Dollar am amerikanischen Fiskus vorbeigeschleust zu haben

## Stil & Kultur

### 50 Cherchez Truffaut! Regisseur Tsai Ming-liangs «Face»

### 52 Namen Unternehmen Gisele

### 53 Namen Bündchen bis Haldimann

### 53 MvH Ich, der Mr. Fix It

### 54 Im Gespräch Norman Pohl, Make-up-Artist von Dior

### 55 Luxus Kleine, feine Augenwischerei

### 56 Auto Mercedes «Pagode» SL 280

### 57 Objekte Elektronisches Buch Reader PRS-505 von Sony

### 57 Wein Etna Rosso 2004

### 60 Bestseller

## 61 Vertrauen ist gut, manchmal

Der Psychoanalytiker und Autor Jürg Acklin liess sich von seiner eigenen Biografie inspirieren

### 62 Jazz Stanley Clarke Trio with Hiromi & Lenny

### 62 Film «Ricky»

### 63 Pop Eminem alias Marshall Bruce Mathers

### 64 Doppelpass Folge 26

### 66 Hochzeit Jasmin Stihl und Raphael Acklin

## Autoren in dieser Ausgabe

### Peter Rothenbühler



Als gebürtiger Bieler kennt der Publizist Peter Rothenbühler die seelischen Nöte der Romands genauso gut wie diejenigen der Deutschschweizer. Auf Seite 18 gibt uns der Zweisprachige, der seit 2002 in Lausanne lebt, einen Einblick in die aktuelle Befindlichkeit der Welschen.

### Dave Zollinger



Wenn ein Privatbankier und ehemaliger Staatsanwalt über den deutsch-schweizerischen Steuerstreit schreibt, ist gewährleistet, dass nicht Ideologie, sondern Faktisches seine Feder führt. Unser Autor versucht, eine Debatte zu versachlichen, wo derzeit Scheuklappen den Blick verengen.

[www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

## Video: 60 Jahre Deutschland

An der Weltwoche-Soirée zum 60. Geburtstag der Bundesrepublik Deutschland diskutierte Roger Köppel mit dem grossen SPD-Politiker und Zeitzeugen Egon Bahr über die unglaubliche Erfolgsgeschichte der BRD. Wir haben das Gespräch exklusiv für Abonnenten auf Video aufgezeichnet. [www.weltwoche.ch/video](http://www.weltwoche.ch/video)

## Digitales Archiv

Wir haben brisante Zeitabschnitte aus unserem Archiv digitalisiert. *Weltwoche*-Abonnenten können eine Vielzahl von Ausgaben im Volltext durchsuchen und 1:1 als PDF herunterladen. Kein Abo? Blättern Sie in unseren Ansichtsexemplaren, zum Beispiel von 1968, 1945 oder 1933. [www.weltwoche.ch/historisch](http://www.weltwoche.ch/historisch)

### Platin-Club

**Spezialangebot:** Profitieren Sie von 10% Rabatt auf allen Tickets fürs Opernfestival Avenches  
**Verlosung:** Gewinnen Sie 25 x 2 Tickets für das Konzert «Ein Sommernachtstraum» im KKL Luzern  
**Verlosung:** Gewinnen Sie 5 x 2 Tickets für «RAIN - A Tribute To The Beatles» im Musical Theater Basel  
**Produkt des Monats:** 22% Rabatt auf den FullHD-Projektor Sanyo PLV-Z700 (Fr. 1389.– statt Fr. 1799.–)  
Mehr auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# citiz

high design by *Nespresso*



# Eine Volksschule, die das Volk will

Von Philipp Gut — Im Aargau ist eine umfassende Schulreform an der Urne gescheitert. Mit Auswirkungen auf die ganze Schweiz: Die Zeit bildungsbürokratischer Grossprojekte scheint abgelaufen.



«Umfassendes Entwicklungs- und Investitionsprogramm»: Primarschulklasse.

Die Worte waren blumig, das Verdikt ist klar. Regierung und Befürworter sprachen von einem «Bildungskleeblatt», die Gegner von «Sauerampfern» und «Kakteen». Die Rede ist von einer der grössten Bildungsreformen, über die in der Schweiz je abgestimmt worden ist. Die Aargauer konnten am Wochenende über vier grundlegende Änderungen des Schulsystems befinden. Sämtliche Neuerungen lehnten sie ab, teilweise deutlich mit bis zu 65 Prozent Nein-Stimmen.

Der Souverän entschied sich gegen eine Abschaffung des Kindergartens und die Einführung einer vier Jahrgänge umfassenden «Eingangsstufe», gegen eine Verkürzung und Vereinheitlichung der Oberstufe, gegen Tagesstrukturen und auch gegen den sogenannten Sozialindex, der für Schulen «mit schwierigen Rahmenbedingungen» (sprich: hohem Ausländeranteil) zusätzliche Lektionen vorsah.

Das klare Nein ist aus mehreren Gründen bemerkenswert.

Erstens hatte sich von den politischen Parteien einzig die SVP gegen das Prestigeprojekt ausgesprochen. Regierungsrat, Parlament, CVP, SP und Grüne gaben viermal die Ja-Parole aus, und auch die FDP unterstützte zweieinhalb der vier «Kleeblätter».

Schützenhilfe bekam die Allianz der Befürworter von der monopolartigen *Aargauer Zei-*

*tung*, die sich in redaktionellen Beiträgen wiederholt für die Reformen starkgemacht hatte (ein Artikel über angebliche «7 populäre Kleeblatt-Irrtümer» versuchte nur, die Argumente der Gegner zu widerlegen und kein einziges der Befürworter).

## Ist HarmoS «gefährdet»?

Zweitens werden vom Aargauer Entscheid Auswirkungen über die Kantonsgrenzen hinaus erwartet. Der Berner *Bund* schrieb im Vorfeld der Abstimmung von einem «Testlauf für die Schweiz» und einem möglichen «Dominoeffekt». Andere Blätter prophezeiten, das «Kleeblatt» könnte «HarmoS gefährden».

Am Tag nach dem Urnengang war in den reformbegeisterten Medien Wundenlecken angesagt. «Der Aargau steht vor einem bildungspolitischen Scherbenhaufen. Mit dem Nein zu sämtlichen vier Vorlagen der Bildungsreform haben die Stimmbürger die jahrelange Arbeit des kürzlich abgewählten Bildungsdirektors Rainer Huber (CVP) und seines Stabs auf einen Schlag zunichtegemacht», bedauerte die *Basler Zeitung*. Das Resultat sei ein «Fiasko» und ein «harter Schlag für den ganzen Bildungsraum Nordwestschweiz».

Tatsächlich dürfte das Aargauer Nein dieses überregionale Grossprojekt bereits in der Startphase zu Fall bringen. Erst Ende letzten

Jahres hatten die Kantone Aargau, Basel-Landschaft, Basel-Stadt und Solothurn die Vernehmlassung zu einem gemeinsamen «Bildungsraum» lanciert. Euphorisch wurde ein «umfassendes Entwicklungs- und Investitionsprogramm» angekündigt, das «Vorteile für die Schülerinnen und Schüler, für die Eltern, die Lehrpersonen und für die Gesellschaft und Wirtschaft insgesamt beinhalten» und «gleichzeitig die nationalen Harmonisierungsvorgaben erfüllen» sollte.

## Bildungspolitischer Musterschüler

Mit seinem ausladenden Reformprogramm wollte sich der Kanton Aargau als Musterschüler und bildungspolitisches Zugpferd einer ganzen Region profilieren. Doch davon wollte das Volk nichts wissen.

Die verantwortlichen Erziehungsdirektoren gaben sich in einer «ersten Lagebeurteilung» nach der verlorenen Abstimmung ungewohnt defensiv. Die grossen Worte sind einer auffälligen Zurückhaltung gewichen. Neuerdings stellen die Promotoren des «Bildungsraums» öffentlich die Frage, «ob eine solche Zusammenarbeit politisch gewollt wird».

Das ist in der Tat die Grundfrage. Die Schweizer Bildungspolitik hat sich von den Bedürfnissen der Bevölkerung entfernt. Die Ausgestaltung der Volksschule obliegt einem Heer von Experten und Bürokraten, der Personalbestand der Bildungsverwaltungen hat sich vervielfacht.

Die Gründe liegen zum einen darin, dass der Lehrberuf kaum Aufstiegschancen bietet und manche eine Karriere in der Verwaltung vorziehen, zumal die Bedingungen an den Schulen nicht einfacher werden. Zum andern ist die Aufblähung der Bildungsbürokratie die Folge einer Akademisierung. Die Hochschulen entlassen Bildungsforscher, Didaktiker, Psychologen en masse. Häufig suchen sie eine Beschäftigung beim Staat, wo sie ihre theoretischen Erkenntnisse in Reformvorhaben umzumünzen versuchen.

Die Folgen dieser Entwicklung sehen wir heute: Das Volk verweigert der chaotisch anmutenden, überambitionierten Umgestaltung der Schule die Zustimmung. Das gilt für die erfolgreichen Referendumsabstimmungen gegen HarmoS wie für die jüngsten Ergebnisse im Aargau und in Appenzell Ausserrrhoden. Dort hat der Souverän die vor einigen Jahren eingeführte Abschaffung der Noten wieder rückgängig gemacht. Ebenfalls ein Erfolg der SVP, welche die Vorlage als einzige Partei unterstützte.

Die jüngsten Entscheide des Souveräns legen die Vermutung nahe, dass die Realisten die praxisfernen Euphoriker auf den Reformbaustellen abzulösen beginnen.

Das Aargauer Verdikt zeigt in aller Deutlichkeit: Eine Volksschulpolitik ohne Volk ist zum Scheitern verurteilt. ○



## Einbürgerung in zwei Versionen

Von Alex Baur — Jahrelang lebt ein Singhalese mit falscher Identität in der Schweiz. Erst nach der Einbürgerung fliegt der Schwindel auf. Ein solcher Fall ist im Gesetz nicht vorgesehen.



Die Lüge wird toleriert: Schweizer Pass.

In den Augen von Erwin Müller (alle Namen geändert) ist dies eine Geschichte von behördlichem Schlendrian und Schlamperei. Im November 2007 meldete der an der Zürcher Goldküste ansässige Rentner den zuständigen Behörden beim Bund und im Kanton Bern den Fall eines Sri Lankers, der unter falschen Angaben Asyl erschlichen habe. Der Mann, ein gewisser Lakhsman Jupily, der seit Jahren unter falschem Namen in der Schweiz lebte, habe sich sogar unter der falschen Identität einbürgern lassen.

Erwin Müller kannte den Sri Lanker bestens und konnte seine Behauptung mit Dokumenten belegen. Im Jahr 1993 hatte er Jupily geholfen, beim Konsulat von Sri Lanka in Genf einen Pass auf seinen richtigen Namen erhältlich zu machen (zwecks einer Reise in die Heimat, wo dieser angeblich verfolgt war). Ein Jahr später überwies der Rentner zudem 25 000 Franken an Jupilays Eltern, die sich dieser von seinem Lohn abgespart hatte. Doch Müller hatte Kopien der Transaktionen aufbewahrt.

Den nahenden Tod vor Augen, so erklärt der krebserkrankte Erwin Müller, habe er mit seinem Gewissen ins Reine kommen wollen. Immerhin sei er der Schweiz zu Dank verpflichtet, kam er doch selber nach dem Zweiten Weltkrieg als Flüchtling ins Land. Doch weder das Bundesamt für Migration (BFM) noch die Bür-

gerrechtsabteilung der Berner Polizeidirektion schien sich für die Sache zu interessieren. Müllers Korrespondenz mit den Ämtern füllt einen Bundesordner. Seine Eingaben und Beschwerden wurden – wenn überhaupt – stets mit unverbindlichen Antworten quittiert und abgewimmelt. Der Tenor: Die beigebrachten Belege seien ungenügend, es fehle ein handfester Beweis, im Übrigen sei Müller gar nicht Partei in dieser Sache und mithin nicht informationsberechtigt. «Wir bitten Sie, künftig von weiteren Eingaben in derselben Angelegenheit abzusehen», schrieb das BFM am 27. April 2009, «ansonsten werden wir uns erlauben, diese unbeantwortet zu lassen.»

### Butler und Lustknabe für Sextouristen

Dieselbe Geschichte liesse sich ganz anders erzählen. Sie beginnt 1988, als der 23-jährige Mahinda Kumaratunga an einem Strand in Sri Lanka den Touristen Erwin Müller kennenlernt, wo dieser nach einem jungen Gespielen Ausschau hält. Der arbeitslose, in sexuellen Dingen völlig unbedarfte Bursche vom Land ist beeindruckt vom weltgewandten Schweizer, der sein Vater sein könnte und sich auf der Insel besser auskennt als er selber. Müller nimmt ihn schliesslich in die Schweiz mit. Erfolglos versucht er, den Burschen zu adoptieren. Ein Jahr lang lebt Kumaratunga, heimlich und

isoliert, in Müllers Wohnung an der Zürcher Goldküste, als dessen Butler und Lustknabe. Bis er 1990 in Zürich zufällig Landsleute trifft. Sie erklären ihm, wie man ein Asylgesuch stellt, was man erzählen muss. Sie raten Kumaratunga auch, eine neue Identität anzunehmen. Wer das nicht macht, ist schnell wieder draussen.

Rund 23 000 Sri Lanker lebten Anfang der neunziger Jahre ohne Aufenthaltsstatus in der Schweiz. Kumaratunga ist zwar Singhalese und gehört nicht zur angeblich verfolgten Gruppe der Tamilen. Doch das spielt keine Rolle. Denn die Gesetze werden schon seit Jahren nicht mehr durchgesetzt. Dass fast alle Asylsuchenden falsche Identitäten angeben und kaum einer wirklich verfolgt ist, weiss jeder, der es wissen will. Die Lüge wird toleriert, der Ehrliche bestraft. Peter Arbenz (FDP), der damalige Flüchtlingsdelegierte, redet zwar immer wieder von «Rückschaffungen» und «Heimkehrprogrammen». Tatsächlich werden aber höchstens Kriminelle ausgewiesen.

Kann man es dem jungen Mann verübeln, dass er unter diesen Vorzeichen von der Option Asyl Gebrauch machte? Als ältester Sohn stand er gegenüber seinen Eltern und den Geschwistern in der Pflicht. Kumaratunga alias Jupily hat sich stets wohl verhalten, er lernte die Sprache, passte sich an und fiel nie jemandem zur Last. Seit 1991 arbeitet er an derselben Stelle, wo man ihn sehr schätzt, als Pfleger. Seine Papiere hätte er noch so gerne in Ordnung gebracht, wenn er nur einen Weg gewusst hätte.

### Zum Dank eine Reise nach Paris

Als Jupily vor vier Jahren den Schweizer Pass erhielt, schenkte er Erwin Müller eine Reise nach Paris. Was als Geste der Dankbarkeit gedacht war, weckte alte Begehrlichkeiten. Der mittlerweile krebserkrankte Rentner drängte den Singhalesen, wieder zu ihm an die Goldküste zu ziehen, als Butler für einen Lohn von 2000 Franken im Monat. Doch Jupily wies auch Müllers sexuelle Avancen zurück. Wenig später erfolgte die Strafanzeige.

Was Erwin Müller nicht weiss: Ein Untersuchungsrichter hat den geständigen Jupily alias Kumaratunga aufgrund von Müllers Anzeige am 26. März 2009 wegen Urkundenfälschung zu einer bedingten Geldstrafe verurteilt. Der falsche Asylantrag ist zwar längst verjährt – nicht aber ein anlässlich der Einbürgerung eingereichter falscher Geburtschein.

Gleichwohl dürfte sich Müllers Freude in Grenzen halten. Nach Auskunft der Berner Polizeidirektion dürfte die Einbürgerung rechtsgültig bleiben, weil der Geburtschein nicht zu den sogenannten Einbürgerungsvoraussetzungen gehört. Wie es weitergeht, ist unklar. Der Fall ist im Gesetz nicht vorgesehen. Obwohl es unter den 621 Sri Lankern, die letztes Jahr allein im Kanton Bern eingebürgert wurden, zweifellos eine ganze Reihe von Jupilays gibt. ○

# Kommen Sie auf unsere Seite.

Ist es nicht Zeit für eine berufliche Vorsorge,  
die Sicherheit und Rendite kombiniert?



## **Sicherheit und Rendite / Berufliche Vorsorge**

Mit Dual Invest bieten wir Ihnen eine berufliche Vorsorgelösung, die Renditepotenzial mit komfortabler Sicherheit kombiniert. Dabei wird ein Vermögensteil sicherheitsorientiert angelegt und der aktuell gültige BVG-Zinssatz wird garantiert. Der andere Vermögensteil wird von Anlagespezialisten renditeorientiert investiert. Wir beraten Sie gerne persönlich unter 0800 809 809 oder [axa-winterthur.ch](http://axa-winterthur.ch)

# SONY

## 200 Bilder pro Sekunde. Für ein Erlebnis wie im Stadion.

Jede Bewegung, jedes Dribbling, jedes noch so kleine Detail:  
Gestochen scharf, dank dem neuen BRAVIA Z4500 Flachbild-  
fernseher mit Motionflow 200Hz Technologie. [www.sony.ch/bravia](http://www.sony.ch/bravia)

„Sony“, „BRAVIA“ und „200Hz Motionflow“ sind eingetragene Warenzeichen der Sony Corporation, Japan.

### BRAVIA

**Motionflow**  
200Hz

Nur für kurze Zeit: Jetzt einen BRAVIA Fernseher mit Motionflow-  
Technologie kaufen und CHF 250.- bzw. CHF 500.- sparen!\*

\* Preisnachlass von CHF 500.- beim Kauf eines 200Hz-Modells bzw. von CHF 250.- beim Kauf eines 100Hz-Modells (z.B. BRAVIA KDL-40Z4500 mit 200Hz: Unverbindliche Preisempfehlung CHF 2813.- abzüglich CHF 500.-; Endverkaufspreis CHF 2313.-. Preise können im Handel variieren). Im teilnehmenden Fachhandel vom 20. 4. 2009 bis 30. 6. 2009. Weitere Infos unter [www.sony.ch/bravia](http://www.sony.ch/bravia).



# Obsessives Grübeln

Von Peter Rothenbühler — Immer wieder wird in der Romandie das Wir-Gefühl beschworen. Minderwertigkeitskomplexe sind jedoch neuerdings überflüssig.



La Romandie n'existe pas: am Genfersee.

In der Psychiatrie nennt man es «Grübelzwang». Gewisse Gedanken müssen wieder und wieder durchdacht werden. Unmöglich, dabei zu einer Lösung zu kommen. Ein typischer Fall von kollektivem Grübelzwang ist die periodisch auftauchende Frage, ob die Lösung aller Probleme nicht darin liegen könnte, das ganze Welschland unter eine gemeinsame Regierung oder wenigstens eine Art Parlament oder sonst ein *machin* zu stellen. Das zwanghafte Grübeln endet meistens wie die Schweinegrippe: mit der allgemeinen Entwarnung.

Als seine grösste Fehlleistung wird der Versuch des jurassischen Separatistenführers Roland Béguelin beurteilt, in den achtziger Jahren eine Romandie-Bewegung mitsamt Fahne zu gründen. Er wurde ausgelacht: «La Romandie n'existe pas» ist seither ein geflügeltes Wort.

Auch rund um die EWR-Abstimmung 1992 wurde von Medienleuten wie Jacques Pilet (Ringier) ein Romandie-Gefühl beschworen. Als die Swissair die Interkontinentalflüge ab Genf strich, riefen sie zu Demonstrationen gegen die Arroganz des «Blocherlands» Zürich auf. Knapp zweihundert Menschen kamen. Spätestens seit den Erdrutschsiegen der SVP in welschen Gefilden ist auch diese Blase geplatzt.

Der neueste Ausbruch von Romandie-Grübelzwang zeichnet sich durch eine ebenso gespenstische wie sorgfältige Orchestrierung aus.

Aus unerfindlichen Gründen hat ausgerechnet der Generaldirektor des welschen Fernsehens, Gilles Marchand (früher Ringier-Direktor), den Lausanner Politologen, Kommunikationsberater und Euro-Turbo François Cherix beauftragt, eine Studie über die «welsche Identität» zu verfassen. Dessen Schrift mit dem Titel «La question romande» kam zielgerichtet zum jährlichen «Forum des 100» des Ringier-Magazins *L'Hebdo* (am 7. Mai) heraus, einer schönen Grossveranstaltung mit Reden und Stehbuffet im Audimax der Lausanner Uni, bei der die versammelte Prominenz des Welschlands die (alljährlich vom Magazin erkorenen) hundert wichtigsten Persönlichkeiten der Romandie feiert.

## Kaum gemeinsame Interessen

Dort durfte Cherix seine These vortragen, die Romandie sollte sich eine Art gemeinsame Regierung geben, weil die welschen Kantone trotz ihrer Diversität nicht nur eine gemeinsame Sprache und einen gemeinsamen kulturellen Hintergrund, sondern auch gemeinsame politische Interessen gegenüber der deutschen Schweiz zu vertreten hätten.

Letztere Behauptung hätte er besser für sich behalten. Grundfalsch, echoten (mit Ausnahme von *L'Hebdo*) alle Kommentatoren: Gemeinsame politische Interessen der Romandie-

Kantone, die sich klar von denen der Deutschschweizer Kantone unterschieden, seien (ausser im Bereich Sprachpolitik) ein Phantom. Quasi ein Überbleibsel aus der heftigen EWR-Debatte, wo Euro-Turbos wie François Cherix der Welt beweisen wollten, dass die Romandie politisch immer anders tickt als die Deutschschweiz und deshalb in Zukunft immer wieder majorisiert würde.

Die eher vernichtenden Kommentare zu Cherix' Buch lesen sich wie die Zusammenfassung bekannter Werke zum Thema von Welschland-Experten wie Marcel Schwander (*Ex-Tagi*) oder Christophe Büchi (*NZZ*), die schon vor Urzeiten klargemacht haben, dass bei uns – zum grossen Glück – nie belgische Verhältnisse herrschen werden: Ausser der Sprache und einer gewissen Anlehnung an Frankreichs Kultur gehen praktisch alle andern identitätsstiftenden Faktoren wie Konfession, demografische oder wirtschaftliche Entwicklung, selbst Folklore und Küche, Öko- und Biotrends quer durch den Garten, also: *La Romandie n'existe pas*. Oder nur als Gebiet, wo man französisch spricht, aber nicht mal das: Biel, Freiburg und das Wallis sind zweisprachig!

Das obsessive Grübeln dauerte genau eine Woche lang und hatte etwas sehr Unzeitgemässes. Im Welschland herrscht zurzeit eine ganz andere Art Aufbruchstimmung: Neue Formen der Zusammenarbeit werden erprobt, mit variabler Geometrie und über alle Grenzen hinweg. Die Regierungspräsidenten von der Waadt und Genf, Pascal Broulis und David Hiler, trafen sich (endlich!) für eine Vorfinanzierung des Ausbaus der SBB-Linie Genf–Lausanne. Neuenburgs starker Mann, Regierungsrat Jean Studer, träumt von einem Grosskanton «Jurabogen». Der Kanton Jura öffnet sich gegenüber Basel, will sogar deutschsprachige Schulen wiedererwägen, Genf treibt munter ÖV-Projekte mit der Region Rhône-Alpes voran. Die Waadt und Freiburg gründen ein gemeinsames Regionalfernsehen. Und bei jungen Lausannern und Genfern ist plötzlich Zürich die hippste Stadt der Welt, und zwar nicht nur zum Feiern.

Gegenüber der ökonomischen Kapitale Zürich herrscht in der Westschweiz eine neue Gelassenheit. Praktisch alle Indikatoren zeigen, dass die Léman-Region um Lausanne und Genf wirtschaftlich und demografisch schneller wächst als die Grossregion Zürich. Wir sind wieder wer! Dass die Welschen also überhaupt keinen Grund haben, alte Minderwertigkeitskomplexe zu pflegen. Und darum besser daran tun, statt über Abkapselung über weitere Öffnungen und Zusammenarbeitsmodelle zu reden. Wie es denn auch täglich geschieht.

Peter Rothenbühler ist Mitglied der Direction éditorial von Edipresse (*Le Matin*, *24 heures*, *Tribune de Genève*, *Bilan*). Miss Schweiz Whitney Toyloy über ihre Liebe zur Deutschschweiz. Seite 34

Mythos Nr. 14

# CASH IST KÖNIG.

Falsch. Bei Inflation und Währungsturbulenzen kann «Cash» auch zu «Trash» werden. In solchen Momenten bieten Investitionen in Realwerte Schutz. Mit dem Wegelin Real-Portfolio verwalten wir für Sie realwertorientierte Anlagen mit dem Ziel, auch einen eventuellen Wertverlust von Cash zu überstehen.

Zu diesem Thema und anderen Anlagefragen beraten wir Sie gerne in einem persönlichen Gespräch. Retournieren Sie diese Karte oder kontaktieren Sie uns unter Telefon 071 242 50 88 oder [wegelin@wegelin.ch](mailto:wegelin@wegelin.ch).



WEGELIN & Co.

PRIVATBANKIERS SEIT 1741

ST. GALLEN BASEL BERN CHUR GENÈVE LAUSANNE  
LOCARNO LUGANO SCHAFFHAUSEN ZÜRICH

## Wunderkind am Ende?

Von **Daniele Muscionico** — Der Schweizer Erfolgsregisseur **Michael Steiner** steckt in finanziellen Nöten. Sein Projekt «Sennentuntschi» läuft auf Grund. Die Beteiligten schieben sich die Schuld zu.



*Grounding:* Regisseur Steiner (r.).

Michael Steiner, der Name war ein Versprechen. Für den Schweizer Film, für die Schweizer Filmbranche, für das Ansehen einer Industrie. Michael Steiner, das geliebte, von allen gehätschelte, weil unzweifelhaft herausragende Filmwunderkind, hat 2005 den Kassenschlager «Mein Name ist Eugen» (ausgezeichnet mit dem Schweizer Filmpreis, 578 190 Zuschauer) verantwortet und realisierte 2006 «Grounding – Die letzten Tage der Swissair».

Jetzt steht er vor seinem persönlichen Grounding: Sein für Herbst 2009 geplanter Film «Sennentuntschi» ist abgedreht, doch der Rohschnitt bleibt bis auf weiteres bei einem seiner Gläubiger unter Verschluss. Steiner fehlen fast 3 Millionen Franken, um den Film fertigzustellen, seine Produktionsfirma steht vor dem Konkurs. 3 Millionen Franken sind bei einem Gesamtbudget von 5,5 Millionen keine Kleinigkeit. «Sennentuntschi», eine schweizerisch-österreichisch-französische Co-Produktion, sollte dieses Jahr das Prestigeprojekt des Bundes werden.

Was ist passiert? «Veruntreuung!», rufen die einen. Und zeigen mit dem Finger auf den bis Dezember 2008 verantwortlichen Geschäftsführer von Steiners Produktionsfirma, Bruno Seemann. Und auch Steiner stellt sich in der Öffentlichkeit inzwischen gegen seinen ehemaligen Partner. «Fahrlässigkeit», mildern die

Zweiten ab, weil Seemann bis anhin ein unbeschriebenes Blatt ist. Dritte schliesslich, misstrauisch gegenüber Steiners Schuldzuweisung, adressieren ihren Vorwurf an den Regisseur: «Da ist einer an seiner Hybris gescheitert.»

Unbestritten ist: Michael Steiner hat das Kunststück geschafft, in den letzten Wochen auch jene Leute gegen sich aufzubringen, die eigentlich auf seiner Seite stehen: Nicolas Bideau, Filmchef des Bundesamtes für Kultur, der das Projekt mit dem Maximalbetrag von einer Million Franken unterstützt hat; die Zürcher Filmstiftung, die Steiner mit 600 000 Franken finanzierte – und die SRG, sie sprach 300 000 Franken. Ganz zu schweigen von den Crewmitgliedern und Kleinbetrieben, die in die Herstellung involviert waren. Für seine Mitglieder wird der Berufsverband SSFV Steiners Firma betreiben. Hans-Peter Müller-Drossaart, Ueli Jäggi, Daniel Rohr, Shootingstar Joel Basman oder Carlos Leal von Sens Unik, sie alle warten bis heute auf ihr Honorar.

### Dubioses Debakel

Die Hintergründe des Debakels sind dubios. Undurchsichtig ist dabei die Rolle von mindestens drei Protagonisten. Michael Steiner als Erstes, Bruno Seemann als Zweites. Aber auch die Position von Ruth Waldburger, Inhaberin der Zürcher Vega Film AG, ist nebulös. Waldburgers französische Produktionsfirma Avventura Films soll als Co-Produktionspartnerin von «Sennentuntschi» anfänglich noch mit dabei gewesen sein, zog sich aber später, so Steiner, aus der Produktion zurück. Damit sei ein wichtiger Teil der Gelder weggebrochen. Doch Waldburger dementiert. «Ich habe zu keinem Zeitpunkt eine definitive Zusage über eine finanzielle Beteiligung gemacht.» Demgegenüber Daniel Waser, der Geschäftsleiter der Zürcher Filmstiftung: «Ihre Zusage war die Voraussetzung, dass auch wir den Film unterstützten.» Auf der Homepage der Förderanstalt Eurimages firmiert die Avventura Films als Co-Produzentin. Das soll demnächst berichtet werden, macht Waldburger telefonisch glaubhaft.

Gibt Waser damit Steiner recht, und Steiner ist das Opfer – der Wirtschaftskrise womöglich? So einfach ist es nicht. Dass sich im Laufe eines Prozesses Verträge zwischen ausländischen Co-Produzenten und Produzenten formell auflösen oder inhaltlich verändern, ist eine landläufige Geschäftspraxis. Waser: «Genau aus diesem Grund besteht eine Informationspflicht der

Produzenten uns gegenüber.» Eine Usanz, die Steiner womöglich verletzt hat.

Der Stand der Dinge, Fakt eins: Steiner ist für niemanden mehr zu sprechen. Fakt zwei: Sein Sturz kommt nicht überraschend. Dass er ein kreativer Kopf ist, aber wenig Talent – oder Verantwortungsbewusstsein – hat, was die Finanzierung seiner Filme betrifft, ist in der Branche ein offenes Geheimnis. Peter-Christian Fueter, Inhaber der Zürcher C-Films, bestätigt: «Ich habe schon seinen ersten Film finanziert und ihm später immer wieder finanziell unter die Arme gegriffen.» Auch «Mein Name ist Eugen» kam schliesslich dank Fueters Unterstützung in die Kinos. Doch Steiner hat seinen langjährigen Freund und Förderer inzwischen offenbar derart enttäuscht, dass sich Fueter zum Thema öffentlich nicht mehr äussern will: «Ich sage nur so viel: Die Uridee von «Sennentuntschi» ist von mir. Ich habe den Film, in der Fassung, wie ich sie mir vorstellte, entwickelt und bis zur Finanzierungsreife gebracht.» Dann aber tauchten Differenzen bezüglich Inhalt und Finanzierung auf, und Fueter zog sich zurück. «Ich sagte zu Steiner: Mach du, wenn du weisst, wie's geht ...» Nun wartet eine ganze Branche auf ein Wunder. Wer speist das fehlende Geld ein? Doch das sind nicht die Wunder, für die Wunderkinder bekannt sind. ○

## Wenn Grösse zum Wahn wird.

Goliath war gross und stark. Er setzte ganz auf die Wucht seines Auftritts.

David war wendig und schnell. Er setzte auf eine sichere, überdachte Strategie.

So war es und so ist es heute immer noch.

Alle paar Jahre verlieren die Riesen auf den Finanzmärkten den Überblick. Und damit Ihr Geld.

Wir sind ein seit über zwei Jahrzehnten erfolgreicher, bewusst kleiner Vermögensverwalter in Bern mit einer treuen Kundschaft. Wir stehen für Kundennähe, fein abgestimmte Strategien und sichere Anlagepolitik.

Mit uns gewinnen Sie in jeder Beziehung. Wir laden Sie ein zu einem abklärenden Gespräch unter vier Augen, in Ihrer Nähe.

031 340 32 22 oder [www.vesire.ch](http://www.vesire.ch).



### VESIRE

Vertrauen. Sicherheit. Rendite.

# Rache der Geschichte

Von Henryk M. Broder — Endlich darf über Hitler gelacht werden. Jahrzehntlang hatte die Deutschen der Gedanke geplagt, auf eine Witzfigur reingefallen zu sein.

Der bekannteste Deutsche aller Zeiten ist zweifellos Adolf Hitler, obwohl er Österreicher war. Bekannter als Goethe, Schiller, Gutenberg, Dürer, Bismarck, Rudolf Diesel, Gottlieb Daimler, Otto Lilienthal, Melitta Bentz, Carl Benz, Wilhelm Conrad Röntgen, Richard Wagner, Max Schmeling und Uwe Seeler zusammen. Warum das so ist, darüber streiten sich die Historiker seit über sechzig Jahren – und kommen dabei zum immer gleichen Ergebnis: Hitler war die Verkörperung des Bösen, der personifizierte Anti-Mensch, Anti-Christ, Anti-Was-immer-Sie-haben-möchten.

Es blieb Charlie Chaplin vorbehalten, Hitler als das zu zeigen, was er wirklich war – und das schon im Jahre 1940: die Verkörperung des Lächerlichen. Statt sich zu fragen, warum sie Hitler gefolgt sind, müssten sich die Deutschen fragen, warum sie nicht vor Lachen ohnmächtig geworden sind, als der Führer seine Reden hielt. Nicht nur rückblickend erscheint Hitler als eine Witzfigur, er war es schon zu seinen Amts- und Lebzeiten.

Und das ist es, womit die Deutschen nicht klarkommen. Sie sind auf einen Lachsack reingefallen, ein impotentes Würstchen mit Blähungen. Das hat noch kein Volk geschafft, weder die Spanier noch die Italiener und schon gar nicht die Russen, deren Oberschurke seine Herrschaft mit Stil zu inszenieren verstand.

Deswegen muss Hitler dämonisiert werden. Denn von einem Dämon verführt zu werden, ist weniger peinlich, als einem drittclassigen Komikernachzulaufen, der am Ende testamentarisch verfügt, sein Publikum sei es nicht wert gewesen, von ihm verarscht zu werden.

Und deswegen schrecken die Deutschen immer wieder auf, wenn der Versuch unternommen wird, Hitler mit Mitteln der Unterhaltung und der Satire beizukommen. Chaplins «Grosser Diktator» und «Sein oder Nichtsein» von Lubitsch sind inzwischen zwar Klassiker, werden aber immer noch mit kommentierenden Fussnoten versehen, damit sie nicht missverstanden werden. Art Spiegelmans KZ-Comic «Maus» hatte einen schweren Start in Deutschland, bei dem einige jüdische Kultur-Hebammen nachhelfen mussten. Der deutsch-schweizerische Regisseur Dani Levy traute sich zwar, die «wirklich



wahrste Wahrheit über Adolf Hitler» mit dem Komiker Helge Schneider in der Hauptrolle zu drehen, änderte dann aber die Rahmenhandlung, um den Zuschauern «Gewissenssicherheit zu geben», soll heissen, er nahm seinem eigenen Film den Biss. Und um ganz sicherzugehen, liess er sich vom Zentralrat der Juden das Okay geben.

Ab sofort könnten solche Vor-sichtsmassnahmen der Vergangenheit angehören. Letzten Sonntag hatte im Berliner Admiralspalast das Mel-Brooks-Musical «The Producers – Frühling für Hitler» seine Deutschlandpremiere, die schönste, gemeinste, radikalste und schwulste Satire auf Hitler und das Dritte Reich, die je geschrieben und produziert wurde. Und diesmal war alles anders: Kein Bedenkenträger meldete sich zu Wort, niemand fand, für eine solche Vorstellung wäre es «noch zu früh», es gab keine Besserwisser in den Feuilletons, die vom Besuch des Stückes abrieten. Mit einer Ausnahme: Der Deutsche Werberat bat höflich um einen Verzicht auf die Werbebanner, auf denen statt eines Hakenkreuzes eine Brezel im weissen Kreis auf rotem Feld gezeigt wurde, gab dann aber auf, nachdem er belehrt wurde, dass es sich um eine «ikonografische» Anspielung handeln würde. Und eine Reporterin der ARD wollte vor der Vorstellung wissen, ob es angemessen wäre, so ein Stück an einem Ort aufzuführen, den schon Operettenfreund Hitler besucht hatte. Aber auch diese Frage war wohl nicht ganz ernst gemeint.

Das Publikum jedenfalls war begeistert, es tobte schon während der Vorstellung und rastete danach vollkommen aus. Zu Recht, denn die Schauspieler hatten Onkel Adi und seine Gang an die Wand gespielt.

Sechundsiebzig Jahre nach dem Beginn des Dritten Reiches und vierundsechzig Jahre nach dessen Ende darf also über Hitler gelacht werden. Es ist kein therapeutisches Lachen, das die Deutschen mit ihrer Geschichte versöhnt, es ist das Gelächter, das seit 1933 darauf wartet, sich zu artikulieren, die späte Rache der Geschichte.

Es hat lange gedauert, und es war nicht immer einfach. Ab sofort kann der Prozess der Entnazifizierung als erfolgreich abgeschlossen gelten.

## Bachofner, Thalmann, Bieri, Tschäppät

Im Verlaufe seiner Anhörung zum sicherheitspolitischen Bericht, nachzulesen auf der Homepage des VBS, rückte der frühere Stabschef für Operative Schulung, Hans Bachofner, den Schutz des eigenen Landes mit derart viel Verve in den Mittelpunkt, dass die aktiven Neutralitätsgegner in der Verwaltung in Rücklage gerieten. Als der vormals bei der Nato akkreditierte Diplomat Anton Thalmann Bachofner attackierte, weil der erfahrene Militär die sogenannte Partnerschaft für den Frieden (PfP) als Abhängigkeit geisselte, warf Bachofner Anpasser Thalmann nichts weniger als diplomatischen Landesverrat vor: Genau über diese PfP-Kanäle schaffe die Nato «gezielt Kollaborationseliten», die ganz andere Loyalitäten und Freundschaften entwickelten. (upe)

In einer überfallartigen Aktion hatte der Zuger CVP-Ständerat Peter Bieri den bisher sachlich operierenden Informationsdienst für den öffentlichen Verkehr (Litra) zum aggressiven PR-Instrument für Bahnen und Busse umgepolt. Um Bieris Position als Litra-Präsident und Cheflobbyist zu finanzieren, zahlen SBB, Postauto AG und Peter Spuhlers (SVP) Stadler Rail AG ihm jährlich 140 000 Franken. Die drei SVP-Nationalräte und Litra-Vorstandsmitglieder Caspar Baader (BL), Max Binder (ZH) und Peter Föhn (SZ) mochten weder die Verpolitisierung der Litra noch Bieris Vetternwirtschaft akzeptieren und sistierten schriftlich ihre Ämter bis zu einer Aussprache, die Ende April hätte stattfinden sollen. Da Bieri, beleidigt, auf den persönlich überbrachten Brief nie reagiert hat, ist die Trennung perfekt, die den öffentlichen Verkehr nicht stärkt: Der verbannte Max Binder wird ab Ende Jahr die wichtige Verkehrskommission des Rates präsidieren. (upe)

In einem Verfahren, das allen rechtsstaatlichen Usanzen spottet, torpedierten die rot-grünen Stadtberner Behörden ein Grossprojekt zur Neunutzung des Progymnasiums («Progr»). Nun haben die rot-grünen Stimmbürger das illegale Vorgehen abgeseignet und einem wilden Künstlerprojekt den Vorzug gegenüber dem eigentlichen Wettbewerbsieger gegeben, der bereits eine Million investiert hatte. Den Gipfelpunkt der Verlogenheit erreichte dann Stadtpräsident Alexander Tschäppät (SP) mit seinem Kommentar: «Durch die öffentliche Hand veranstaltete Wettbewerbe sind attraktiv.» Das gilt dann allenfalls teilweise, wenn die angedrohte Schadenersatzklage des offiziellen Siegers geschützt wird. (upe)

## Funkloch Liechtenstein

*Von Alex Reichmuth* — Die Handy-Antennen-Gegner im Fürstentum bekämpfen mit Hochdruck die angeblich gesundheitsgefährdende Mobilfunk-Strahlung. Es droht der Rückzug der Netzbetreiber.

Man stelle sich vor, ein Haus nur mit schwachen Taschenlampen beleuchten zu müssen: Es wäre eine Unzahl von Lämpchen nötig, um in allen Ecken des Hauses wenigstens eine Schummerbeleuchtung hinzubekommen. Vor einer analogen Situation stehen die Mobilfunkbetreiber in Liechtenstein: Vor einem Jahr hat der Landtag, das Parlament, beschlossen, den Grenzwert für Strahlung von Antennen bis 2013 deutlich zu senken. Dieser soll zehnmal tiefer liegen als in der Schweiz und hundertmal tiefer als in den meisten EU-Ländern. Swisscom und Orange haben angekündigt, in Liechtenstein vorläufig auf Investitionen in den Mobilfunk zu verzichten. Die Mobilfunkkritiker sprachen von einem Erpressungsversuch.

In einer Detailplanung für das «Ländle» zeigt Swisscom allerdings, dass der Investitionsstopp unumgänglich ist. Diese Detailplanung hat Swisscom bewusst durchgeführt, um sich in ihren Aussagen nicht auf allgemeine Berech-

nungen stützen zu müssen, sondern auf Ergebnisse, die sich konkret auf Liechtenstein beziehen. Fazit ist, dass die Sendeleistungen von Liechtensteins Antennen um den Faktor 75 heruntergefahren werden müssten, damit die Grenzwerte eingehalten werden können. Um so eine halbwegs genügende Netzabdeckung zu ermöglichen, wäre der Bau von 100 bis 150 zusätzlichen Antennen nötig. Es stünden dann sieben- bis zehnmal mehr Antennen in Liechtenstein als heute. Der Nutzen wäre trotzdem beschränkt: «Auch ein derart aufgerüstetes Mobilfunknetz wäre nach wie vor sehr «löchrig», stellt Swisscom in ihrem Bericht an die Liechtensteiner Behörden fest. Telefonieren innerhalb von Gebäuden wäre nur noch beschränkt möglich. Die Nutzer hätten mit instabilen und langsamen Verbindungen zu kämpfen. Und für kommende Entwicklungen der Mobilfunkdienste stünden keine Kapazitäten zur Verfügung. Die Kosten für die zusätzlichen Anten-

nen beziffert Swisscom auf einen zweistelligen Millionenbetrag für alle Mobilfunkbetreiber zusammen. Angesichts von höchstens 35 000 Mobilfunkkunden in Liechtenstein kommt Swisscom zum Schluss, «dass für keinen der Anbieter noch eine betriebswirtschaftliche Grundlage vorhanden wäre». Das gleiche Fazit ziehen die drei anderen in Liechtenstein tätigen Mobilfunkbetreiber: Orange, Allcommunications AG und Mobilkom Liechtenstein AG halten einen funktionierenden Mobilfunk unter den neuen Bedingungen für nicht machbar.

Mit dem tieferen Grenzwert reagierte der Landtag letztes Jahr auf die Ängste in der Bevölkerung. Seit Jahren kursieren in der Öffentlichkeit Geschichten, Mobilfunk führe zu Schlaf- und Konzentrationsstörungen und erzeuge Krebs und Erbschäden. Die Wissenschaft konnte bis heute allerdings keinerlei gesundheitliche Schäden nachweisen.

Ungeachtet dessen sind in Liechtenstein, in der Schweiz und in anderen Ländern vor allem die Mobilfunkantennen umstritten: An unzähligen Orten laufen Anwohner Sturm, wenn in ihrer Nähe neue Masten aufgestellt werden. In der Schweiz wird gegen jede dritte neue Antenne Rekurs eingelegt. In der irrigen Meinung, die Strahlungsintensität hänge von der Zahl und der Nähe des Standorts der Antennen ab, verlangen Bürgerinitiativen und Ad-hoc-Komitees allorts, die Zahl der Antennen zu beschränken und Sender innerhalb von Wohnzonen zu verbieten. Diese Forderungen sind widersprüchlich: Bei tieferen Grenzwerten sind nicht weniger, sondern mehr Antennen nötig – weil die Reichweite der Sender kleiner ist.

Für die Mobilfunkgegner hat das alles keine Bedeutung. Der Verein für gesundheitsverträglichen Mobilfunk Liechtenstein (VGM) gibt Durchhalteparolen heraus: Man müsse im «Ländle» am «überlebenswichtigen» tieferen Grenzwert festhalten und den «skrupellosen Geschäftemachern» die Stirn bieten. Die Mobilfunkbetreiber hätten gemeinsam beschlossen, «der Bevölkerung Angst zu machen und damit Regierung und Landtag unter Druck zu setzen», schreibt der VGM auf Anfrage. Mobiltelefonieren sei aber mit dem tieferen Grenzwert «problemlos möglich», ja es gebe sogar Spielraum für weitere Grenzwert-Senkungen.

Der Landtag hat den tieferen Grenzwert im vergangenen Jahr gegen den Willen der Regierung im Gesetz verankert. Die Regierung muss nun das Ganze ausbaden: Den Auftrag ausführen bedeutet, die Mobilfunkanbieter aus dem Land zu treiben. Denn Hunderte von neuen Antennen zu errichten, ist angesichts des Widerstands in der Bevölkerung undenkbar – und auch vom Landschaftsschutz her unsinnig. Auf ein funktionierendes Mobilfunknetz kann Liechtenstein aber kaum verzichten. Zu sehr ist man hier von Geschäftsleuten und Touristen abhängig, für die die mobile Kommunikation eine Selbstverständlichkeit ist. ○



Tiefere Grenzwerte, mehr Antennen: Mobilfunkmast im «Ländle».



# Kein Vorrecht für den Staat

Von Dave Zollinger — Warum die deutsche Kritik an den Schweizer Steuergesetzen ins Leere zielt – und die schweizerische Kritik am deutschen Finanzminister auch.



Jedes Mittel gerechtfertigt: deutscher Finanzminister Steinbrück.

Peer Steinbrück, von der hiesigen Boulevardpresse gerne «Peitschen-Peer» genannt, möchte sich künftig «diplomatischer» ausdrücken. Das hat der deutsche Finanzminister letzte Woche einer Schweizer Parlamentarierdelegation versprochen. Gleichzeitig liess Steinbrück seinen Sprecher betonen, es gebe zwischen Deutschland und der Schweiz in Steuerfragen einen «inhaltlichen Dissens». Es gehe ihm um den Kampf gegen Steuerhinterziehung und nicht etwa um Wahlkampf auf Kosten des kleinen Nachbarn im Süden.

Tatsächlich geht es aber in diesem Steuerstreit nicht um den vermeintlichen Schutz von Steuerdelinquenten durch die Schweiz, wie Steinbrück insinuiert, sondern um viel Grundsätzlicheres: Es geht um nicht weniger als das Verhältnis der Bürger zu ihren Staatsorganen.

Man mag es Peer Steinbrück, Barack Obama, Gordon Brown und allen anderen Präsidenten und Ministern nicht verargen, wenn sie sich mit voller Kraft für die Interessen ihres Staatwesens einsetzen. Dass in der Finanznot jedes Mittel zum Füllen der leeren Staatskassen gerechtfertigt scheint, ist zumindest nachvollziehbar. Insofern zielt die Kritik an Steinbrücks Aussagen mehrheitlich ins Leere, denn dieser tut nur das, was ihm zur Erfüllung seiner Funktion als Finanzminister eines hyperdefizitären Hochsteuerlandes geboten scheint.

Auch die USA konnten durch die Einführung des sogenannten Qualified-Intermediary-Abkommens die Steuererträge von ausländischen Konten verdoppeln, so dass es nur logisch scheint, wenn der neue Präsident hier weiter die Zügel straffen will.

Wollte man den Kritikern des Schweizer Systems denn etwas entgegenhalten, dann dürfte die Argumentation nicht auf der Stilebene ansetzen, sondern auf der Ebene des Ideologiestreits. Oder genauer bei der Frage, welche (Vor-)Rechte denn der Staat bei der Durchsetzung seiner Forderungen dem Bürger gegenüber hat. Bis heute haben die Schweizer ihrem Staat als Gläubiger keinerlei Vorrechte gegenüber anderen Gläubigern eingeräumt.

## Genetisch bedingte Steuerpflicht

Wenn es um das Durchsetzen von Steuerforderungen, Ordnungsbussen oder Ähnlichem geht, so kann der Staat genauso wenig wie jeder andere Gläubiger einfach bei einer Bank anklopfen und anfragen, wo sich das Guthaben des Schuldners befindet. Und ebenso kann er nicht einfach seine Hand auf dessen Vermögen legen und sich bedienen, sondern muss – wie jeder andere Gläubiger – den Weg der Zwangsvollstreckung beschreiten und ein Betreibungsverfahren einleiten, damit die Rechnung schlussendlich beglichen wird. Erst bei

schweren Steuerwiderhandlungen kommt Zug in den Kamin, und der Staat kann ein Verfahren mit Zwangsmassnahmen einleiten.

Man muss das nicht so sehen, und das französische oder das deutsche Steuersystem sieht das zum Beispiel ganz anders. In Frankreich hat der Staat direkten Zugriff auf sämtliche Bankkonten der Republik und kann dadurch den Bürger in seine sozusagen genetisch bedingte Steuerpflicht nehmen. Auch in Deutschland haben die Behörden seit 2004 weitgehenden Zugriff auf die Daten der Bankhäuser, und wenn Steinbrück will, dann können stichprobenweise Durchsuchungen von Büroräumen zwecks Überprüfung der korrekten Erfüllung der Steuerpflicht durchgeführt werden; ohne konkreten Verdacht auf ein Delikt notabene.

Wir sollten die Deutschen nicht dafür kritisieren, dass sie ein anderes Verständnis dafür haben, welche Rechte der Staat seinen Bürgern gegenüber hat und wie er sie in die Pflicht nimmt. Das haben alleine die deutschen Bürger zu entscheiden, und wenn sie das so gut finden, dann ist das ihre Sache.

Aber wir sollten ebenso wenig unser eigenes System leichtfertig über Bord werfen. Und deshalb vor weiteren Verhandlungen mit dem Ausland über Doppelbesteuerungsabkommen und dergleichen zuerst darüber debattieren, wie wir in der Schweiz in Zukunft dieses Verhältnis zwischen den Bürgern und ihrem Staat gestalten wollen.

Es geht nicht um ausländische Steuerdelinquenten, sondern darum, ob wir fundamental das Verhältnis der Bürger zum Staat verändern. Wer glaubt, dies werde nur ausländische Kontoinhaber betreffen, darf sich nicht zu sicher sein – die Aufhebung solcher Einschränkungen wird am Ende alle betreffen, denn weshalb sollte der Schweizer Staat gegenüber seinen eigenen Bürgern auf Vorrechte verzichten, die er ausländischen Systemen gewährt?

Vor allem die erklärten Etatisten werden dafürhalten, dass das «Missverhältnis» des Steuerbankgeheimnisses gegenüber dem Schweizer Staat endlich zu beseitigen sei. Und vielleicht entspricht diese Ansicht heute sogar der Auffassung einer Mehrheit der Bürger dieses Landes. Aber dann sollte diese Entscheidung im Rahmen eines demokratischen Prozesses gefällt werden und nicht als Schnellschuss aufgrund von ausländischen Drohgebärden.

Wenn nämlich auch das letzte Mitglied des heutigen Bundesrates schon längst nicht mehr im Amt ist, wird die Schweiz die Folgen dieser Entscheidungen zu tragen haben. Und wir sollten dannzumal wenigstens die Gewissheit haben, dass wir uns die Suppe selbst eingebrockt haben.

Dave Zollinger ist seit 2007 Mitglied der Geschäftsleitung bei der Privatbank Wegelin & Co. Zuvor leitete er als Staatsanwalt während sieben Jahren die Rechtsabteilung des Kantons Zürich.

## 50 000 Franken sind zu viel

Von Christoph Mörgeli

Zwei Tabus greife die CVP in ihrem neuen Gesundheitspapier auf, schreibt der *Sonntag*: Soll das Leben unheilbar Kranker um jeden Preis verlängert werden? Und sollen Patienten, die am Lebensende stehen, um jeden Preis medizinisch bestmöglich behandelt werden?

Interessant an diesen beiden Fragen ist, dass das Interessante jeweils nicht direkt beim Namen genannt wird. Auch dann nicht, wenn der CVP-Präsident Christophe Darbellay die Vorstösse seiner Partei zu präzisieren versucht: «Was ist medizinisch für Patienten unbedingt notwendig, die am Lebensende stehen und unheilbar sind? Wie weit soll man gehen? Sollen unheilbare Patienten *à tout prix* mit teuren Therapien behandelt werden?» Übersetzen wir das Geschwurbel in Klartext: Es geht um den Tod. Es geht ums Geld. Und es geht um die Frage, wie viel das Leben eines Menschen kosten darf.

Sollen unheilbar Kranke «à tout prix» weiter behandelt werden, fragt Darbellay. «A tout prix» ist eine welsche Grösse, die im Ungefähren steckenbleibt. Gegenüber *Le Matin Dimanche* liefert der CVP-Politiker immerhin eine konkrete Zahl nach. Dort fragt er rhetorisch: Soll man 50 000 Franken für einen Krebskranken ausgeben, obwohl er keine Hoffnung mehr auf Heilung hat? Wer so fragt, lässt die Antwort mitschwingen, ohne sie aussprechen zu müssen: Für Darbellay sind diese 50 000 Franken rausgeworfenes Geld.

50 000 Franken lautet also die Währungseinheit. Anders gesagt: Ungefähr zwei Krebsbehandlungen verdient Darbellay als Parteipräsident im Jahr, um über den Tod, das Leben und die Kosten zu philosophieren. Gerade die CVP «mit ihren christlich-ethischen Werten» wolle sich solchen Diskussionen stellen, streicht der Walliser hervor. Es fragt sich: Kann man das menschliche Leben überhaupt «zur Diskussion stellen»? Oder wie der Direktor des Onkologischen Instituts der Genolier-Klinik, Matti Aapro, ironisch anmerkte: Wenn ein Sterbender im Spital eingeliefert werde, «muss ich ihn nun künftig sterben lassen»? Um entschuldigend nachzuschieben, er denke hier nur die Vorschläge von Christophe Darbellay weiter.

«Geld oder Leben!», rufen Bankräuber, sofern wir den literarischen Vorbildern glauben wollen. «Kein Geld, kein Leben!», heisst die «christlich-ethische» Devise der CVP und ihres Vordenkers Christophe Darbellay.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

## «Chüngeli»-Politiker

Von Peter Bodenmann — Investmentbanker erhalten schon wieder Lohnerhöhungen. Und niemand mag sich aufregen.



Neigung zum Irrationalen: Finanzminister Merz, UBS-Präsident Villiger.

Das Finanzkapital hatte in den letzten zwei Jahrzehnten die Welt im Griff. Es saugte die reale Wirtschaft aus. Und diese gab notgedrungen den Druck an die Lohnabhängigen weiter. Die Anteile der Löhne an den Bruttoinlandprodukten sanken weltweit. Die Menschen mit kleinen und mittleren Einkommen mussten deshalb immer grössere Teile ihres Konsums mit Krediten finanzieren. Kredite, die das Finanzkapital zur Verfügung stellte.

Beim grossen Fressen erhielten die Bankmanager ihren Anteil am Kuchen. In den vermeintlich guten Zeiten der UBS bekamen die Aktionäre die eine Hälfte der fetten Beute und das Management die andere.

Als eine Investmentbank nach der anderen auf Grund zu laufen drohte, mussten die Staaten einspringen. In der Schweiz griffen Bundesrat, Nationalbank und die Delegation der Finanzkommissionen der UBS gegen das Gesetz mittels Notrecht unter die Arme. Und dies erst noch ohne Bedingungen.

Die Zwischenbilanz ist entsprechend: Die längst fällige Reregulierung der Finanzmärkte kommt nicht voran. Ein neues Bretton Woods ist nicht in Sicht. Stattdessen werden die Gehälter der UBS-Investmentbanker in London und New York schon wieder massiv erhöht. Weil jene, die den Schlamassel mit angerichtet haben, angeblich weltweit die Besten sind.

Die Nationalbank ihrerseits hat auf den übernommenen toxischen UBS-Papieren bereits

fünf Milliarden Franken verloren. Weitere Milliarden werden folgen. Um so schnell wie möglich weitermachen zu können wie früher, soll der Bund keine Aktien erhalten, sondern seine Wandelanleihe umgehend ertauschen.

Gute Nachrichten für die Investmentbanker in London und New York sind schlechte Nachrichten für die reale Schweizer Wirtschaft und ihre Lohnabhängigen. Trotzdem mag sich niemand aufregen. Gewerkschaften und linke Parteien wirken wie betäubt.

Offenbar neigen die Schweizerinnen und Schweizer in der Krise zum Irrationalen. Am Wochenende sagten drei von vier Stimmenden ja zur *Chüngeli*-Medizin. Denn *Chüngeli* wirken nicht minder effizient als Placebos. Man muss nur an sie glauben.

Was in der Medizin funktioniert, klappt auch in der Politik. Die beiden freisinnigen *Chüngeli*-Politiker Merz und Villiger wirken ebenso beruhigend wie Globuli. Beide machen uns klar: Die Investmentbanker brauchen wieder höhere Löhne. Die Politik muss die UBS unkontrolliert wieder machen lassen.

Leider verspricht auch Obama keine Besserung. Sein Wahlkampf wurde nicht von der Main Street, sondern von der Wall Street finanziert. Deshalb will und kann er politisch die Finanzmärkte nicht reregulieren. Eine grosse Krise reicht nicht aus.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# Kulturgeschichte des Spargelsalats

Von Kurt W. Zimmermann — Zeitungsredaktionen werden kleiner. Grösser wird darum die Hoffnung, dass Zeitungen besser werden.



Einbrechende Erlöse: Tamedia-Chef Kall.

Die Mediengewerkschaft Comedia ist «bestürzt». Auch der Journalistenverband Impressum ist «bestürzt». Bestürzt sind sie darüber, dass bei den Zeitungen *Bund* und *Tages-Anzeiger* 70 Redaktionsstellen wegfallen.

Wenn man im Mai 2009 immer noch «bestürzt» darüber ist, dass die Tageszeitungen hart um ihre Zukunft kämpfen müssen, dann ist man entweder naiv oder blöd. Die Haupteinnahmen der Blätter, die Anzeigenerlöse, sind seit Januar um vernichtende 23,5 Prozent getaucht.

Seit Anfang Jahr haben die Schweizer Tageszeitungen rund 250 Journalisten entlassen. Aus Lesersicht ist das kein Grund zur Besorgnis. Im Gegenteil, es gibt dadurch Hoffnung, dass die Zeitungen wieder echte Zeitungen werden.

Die Kernkompetenz von Zeitungen ist schnell definiert. Sie haben die Aktualität zu vermitteln und diese Aktualität intelligent zu analysieren. *That's it.*

Und was tun viele Zeitungen stattdessen? Sie machen das Gegenteil. Sie verzetteln sich ausserhalb ihrer Kernkompetenz in absurden Rubriken. Zeitungen liefern heute en masse Autotests, Rätselseiten, Wissensthemen, Modetrends, Gesundheitstipps, Kochrezepte, Finanzberatung, Lifestyle und Reise-Ideen. Will das jemand in einer Tageszeitung lesen? Natürlich nicht.

Trotzdem erfahren wir alles über die richtige Wimpernverlängerung (*Aargauer Zeitung*).

Wir erfahren alles über die Gene der Kuh (*Basler Zeitung*). Wir erfahren alles über die Kulturgeschichte des Spuckens (*Bund*), alles über Darmprobleme (*Berner Zeitung*), alles über die Modekollektion von Lidia Gerster-Morales (*St. Galler Tagblatt*), alles über Surfen an der australischen Sunshine Coast (*Neue Zürcher Zeitung*), alles über den Lexus IS 250 Cabrio (*Südostschweiz*) und alles über die Zubereitung von Spargelsalat mit Zitronenmelisse (*Tages-Anzeiger*).

Die Beispiele sind nicht erfunden, sondern aus den aktuellen Spalten. Nochmals also: Kauft jemand eine Tageszeitung wegen Kochrezepten, Reise-Ideen, Gesellschaftstrends und Autotests? Natürlich nicht. Wer sich dafür interessiert, kauft sich eine Fachzeitschrift oder nutzt spezialisierte Internetseiten.

Dass Zeitungen dennoch voll von diesem Unfug sind, hat historische Gründe. In der zweiten Hälfte der neunziger Jahre begannen die Zeitungen, sich in Zeitschriften zu verwandeln. Sie weiteten ihr Themenspektrum immer weiter aus und besetzten Inhalte rund um Lifestyle, *leisure* und Konsum, die sie zuvor ihrer Konkurrenz auf Hochglanz überlassen hatten. Sie taten dies weniger für ihre Leser als vielmehr für ihre Inserenten, denen sie ein optimales redaktionelles Umfeld für deren Anzeigen bieten wollten.

Zugleich bauten die Redaktionen auch ihr Stammgeschäft nochmals aus, weil sie in Politik und Wirtschaft mehr auf weiche Genres wie Reportagen und Porträts setzten. Sie taten es zur Selbstprofilierung und nicht auf Druck der Leser, die mit dem oft zufällig zusammengeschusterten «Hintergrund» wenig anfangen konnten.

Als im Jahre 2008 die Strukturkrise die Branche definitiv ereilte, war der Widerspruch nicht mehr zu übersehen. Das Profil der Zeitungen war verwässert. Ihr publizistisches Angebot und damit die Personalkosten waren über zehn Jahre gewaltig gewachsen. Gleichzeitig war die Nachfrage der Leser, gemessen an der täglichen Lesedauer, gewaltig gesunken.

Wenn nun Redaktionen kleiner werden, werden Zeitungen fast automatisch besser. Die verbleibenden Journalisten können sich auf die klassische Kernkompetenz ihrer Blätter zurückbesinnen und all den unsinnigen Ballast über Bord werfen.

Wir Leser können sie dabei nur ermutigen. Wir werden die Wimpernverlängerung, die Kulturgeschichte des Spuckens und den Spargelsalat nicht vermissen.

## Work-Life-Balance sichern

Von Peter Keller

Das Wort «Freizeit» ist passé. Wer etwas auf sich hält, spricht lieber von «Work-Life-Balance», von der schwierigen Koordination (Balance) zwischen Berufsleben (Work) und Privatem (Life). Vielbeschäftigte wollen, dass jeder weiss, wie vielbeschäftigt sie sind – auch wenn sie gerade nichts zu tun haben. Doch nach aussen hin muss der Kadermann täglich um seine Work-Life-Balance ringen. Da gibt es keinen Platz mehr für die hausbackene Freizeit mit Bratwurst und kurzen Hosen.

Jedes Wochenende findet sich in der *Neuen Zürcher Zeitung* die Beilage «NZZ Executive». Es geht um Arbeit, Dynamik, Aufstieg – und um Lebenshilfe für den Burnout-Kandidaten im Topmanagement. In der Rubrik «33 Fragen an...» geben jene Damen und Herren Auskunft, die es in Spitzenpositionen geschafft haben und dort auch verbleiben wollen. Eine der Standardfragen lautet: «Wie stellen Sie Ihre persönliche Work-Life-Balance sicher?»

Die Frage geht an Jean-Marc Bolinger, Generaldirektor von Eden Springs Schweiz. Glücklicherweise bringe ihm bereits seine spannende Arbeit jenes Gleichgewicht, das er brauche. «Dazu erlauben mir Sport und Familie, ab und zu Abstand von meiner beruflichen Tätigkeit zu nehmen.» Die Familie wird sich über diese «ab und zu»-Momente sicherlich freuen.

Wie steht es um die Work-Life-Balance von Frau Sandra Lienhart-Cozzio, stv. GL-Vorsitzende der Bank Coop? Wer sich mit ihr zusammen das Gleichgewicht sichern will, muss sich in Lienharts Agenda drängen. Dort habe sie fixe Termine für Sport und Freunde reserviert.

Da zeigt sich Erich Ritter, Direktor Shark Accident Victim Network, flexibler. Er unternehme schon mal spontan Dinge, «die ein Grossteil der Beschäftigten sonst meist erst nach der Arbeit oder am Wochenende tun kann». Während wir Normalbeschäftigten also schufteten, unternimmt Erich Ritter unter der Woche Dinge, die unsereins aufs Weekend verschieben muss: beispielsweise ins Kino zu gehen oder keinen Sex auf dem Küchentisch zu haben.

Welch aufregendes Leben dieser Mann führt. Er ist Direktor eines Netzwerkes für Haiunfall-Opfer. Ich hatte noch nicht mal die Chance, von einem Hai angefallen zu werden. Meine Work-Life-Balance führt mich bestenfalls an den Lago Maggiore.

Im Internet

[www.weltwoche.ch/wortkontrolle](http://www.weltwoche.ch/wortkontrolle)

## Leserbriefe

### «Man sollte endlich das Atomtabu brechen und über neue Ansätze auf dem Gebiet der Nuklearenergie informieren.» Urs Heinimann

#### Gegen Mainstream und Dogmen

Nr. 20 – «Milliarden, vom Winde verweht»;  
Alex Baur zur Zukunft der Energie

Dem Artikel von Alex Baur ist nichts hinzuzufügen. Die Ergebnisse seiner Recherchen entsprechen den Tatsachen. Diese sind uns in Deutschland nach fast 15-jährigem Kampf gegen den sogenannten «erneuerbaren» Irrweg natürlich bekannt. Neu für uns ist, dass ein bekanntes Presseorgan wie die *Weltwoche* sich dieses Themas mit einem Leitartikel annimmt, und zwar ohne sofort – wie zur Entschuldigung – einen Sprecher der Öko-Branche zu Wort kommen zu lassen. In Deutschland wäre das zurzeit noch undenkbar. Hier sind die Medien bezüglich dieses Themas so gut wie «gleichgeschaltet». Keinem Organ würde es einfallen, gegen den Mainstream anzukämpfen oder gar das Dogma «erneuerbare Energien» zu leugnen. Das Gleiche gilt für den Klimaschwindel. Ich hoffe, dass dieser Artikel von Alex Baur in ganz Europa aufmerksam gelesen wird.

*Ferdinand Fürst zu Hohenlohe-Bartenstein, D-Schrozberg-Bartenstein*

Hier wird ein Versuch gemacht, die AKW positiv ins Licht zu stellen. Ihre Angaben sind entweder Falschinformationen oder bewusste Falsch-aussagen! Sie behaupten, 110 Werke seien im Bau oder in Planung, Tatsache ist, dieses Jahr gehen eines bis drei Werke in Betrieb und mindestens vier ausser Betrieb. Bei der AKW-Problematik wird immer der Uranabbau vergessen und die Tausenden von Toten durch Krebserkrankung, und dies meistens bei indigenen Völkern!

*Peter Sager, Aeugst am Albis*

Angesichts der weltweiten Rezession sowie des leider immer kleiner werdenden Industriesektors sind die bisherigen Stromverbrauchsprognosen fragwürdig geworden. Der mündige Bürger möchte die Risiken eines allfälligen Versorgungsengpasses mit allen anderen Risiken vergleichen, damit er diese gewichten

und abwägen kann. Im Vergleich zu anderen Energiearten sind die Risiken bei der Kern- oder Atomenergie mit Abstand am grössten. Die Kernschmelze vom 21.1.1969 im Schweizer Versuchsatomkraftwerk Lucens gilt nach dem Kyshtym-Unfall (Russland), der Katastrophe von Tschernobyl (Ukraine) und den Unfällen in den Anlagen Three Mile Island (USA), Wind-



**«Wirtschaftsprüfer werden heisst eine Karriere nicht ausschliessen.»**

Michael Riesen, Partner, dipl. Wirtschaftsprüfer,  
Mitglied der Geschäftsleitung, Ernst & Young, Zürich

**Wirtschaftsprüfung: Wo Karrieren geboren werden. [www.treuhand-kammer.ch](http://www.treuhand-kammer.ch)**

**Michael Riesen geb. 1962** | 1987 Eintritt bei Ernst & Young | 1992 dipl. Wirtschaftsprüfer, durch die EBK anerkannter leitender Revisor | 1997 Partner | 2005 Mitglied der Geschäftsleitung und Leiter Prüfung Banken und Versicherungen | 2006 Leiter Wirtschaftsprüfung | Mitglied Vorstand Treuhand-Kammer | Mitglied Fachkommission Bankenprüfung der Treuhand-Kammer | Er ist verheiratet und Vater einer 14-jährigen Tochter |

scale (Grossbritannien), SL-1 (Idaho/USA), St-Laurent (Frankreich), Fermi (USA) als der siebt schwerste Reaktorunfall weltweit. Weltweit ungelöste Probleme, wie die Entsorgung radioaktiver Abfälle, die weltweite Zunahme von Krebsfällen und Genschäden aufgrund von vom Menschen freigesetzter Radioaktivität dürfen dem Stimmbürger nicht verschwiegen werden. Bereits 1958 erklärte die Internationale Strahlenschutzkommission (ICRP), dass die Grenzwerte für die Allgemeinheit eine beträchtliche Belastung durch genetische Schä-

den bedeuten. Ein allfälliger Ausstieg aus der Atomenergie kann wirtschaftlich auch Vorteile bringen. So haben in der Stadt Zürich 14 der 16 Mitglieder der KMU-Gruppe – des politischen Arms des Gewerbeverbands – im Parlament dafür gestimmt. Sie argumentieren, dass eine Verankerung der 2000-Watt-Gesellschaft in der Gemeindeordnung der Stadt Zürich insbesondere dem Baugewerbe neue Möglichkeiten eröffnet: So würde die Stadt viele ihrer Gebäude sanieren, um Energie zu sparen – und Anreize für Private schaffen, dasselbe zu tun.

*Peter Aebersold, Zürich*

Dank an Alex Baur, dass er den Mut und die Einsicht hat, die Energieszene und das sich abzeichnende Debakel für die Versorgung mit elektrischer Energie beim Namen zu nennen. Ich komme soeben von einer Spanienreise zurück, wo ich gestaunt habe über die vielen und grossen Windstromerzeugungsfarmen und Fotovoltaikanlagen. Aber trotz der gewaltigen Investitionen in diese alternativen Stromerzeuger bewegt sich deren Anteil nur im kleinsten Prozentbereich des Landesbedarfs. In der Schweiz würden unsere Landschaftschützer Sturm laufen gegen eine derartige Landschaftsbelastung. Ganz abgesehen davon, müssten ja irgendwo im Netz noch konventionelle Stromerzeugungsanlagen bereitstehen, um bei Windflaute und schlechtem Wetter die ausgefallenen Alternativenanlagen zu ersetzen! Das treibt den Strompreis noch einmal in die Höhe. Wir werden in der Schweiz, in Europa und anderswo nicht um den Bau neuer Atomkraftwerke herumkommen. Je schneller diese Einsicht kommt, je besser.

*Fridolin Schlittler, Wädenswil*

Ich danke Alex Baur für das hervorragende Argumentarium gegen die Atomkraft. Ich sage bewusst *gegen*, denn er hat versäumt, seine Argumente einen Gedanken weiter zu überprüfen. 1. Versicherungen haben gewiss einen Maximallevel der Leistung im Schadenfall, aber jede Unternehmung muss Schadenfälle in ihre Finanzkalkulation aufnehmen. Ist die Summe nicht bezahlbar, haftet der Staat – aber im radikalökonomischen Sinne ist der Staat gar nicht für eine Haftung zuständig. Somit müssten Prämien auf das Produkt umgewälzt werden, was Atomstrom letztendlich massiv verteuern

würde. Darum ein Plädoyer für eine Vollkostenrechnung! 2. Und selbstverständlich verändern sich die Arbeitsplatzverhältnisse. Dies mussten auch schon die Kutscher bei der Einführung der Eisenbahn spüren. Aber genau diese Entwicklung bringt uns vorwärts: Neue Arbeitsplätze werden geschaffen, alte fallen weg. Dies ist zwar für die Betroffenen unbequem, aber letztendlich unumgänglich. Dies war im Zeitalter der Industrialisierung so, dies wird auch bei den angesprochenen *green jobs* so sein. Also kann ich das im Artikel formulierte Argument nicht wirklich als Argument gegen *green jobs* sehen, sondern vielmehr als Unvermögen, notwendigen Änderungen gegenüber aufgeschlossen zu sein. 3. Strom ist Strom, und ihm ist es egal, wo er herkommt? Natürlich – ich nehme aber wieder die Vollkostenrechnung hervor –, wir müssen global, nachhaltig und effizient denken und handeln (wiederum eine liberale Forderung). Dann fallen eben die Abbaubedingungen wieder ins Gewicht – nicht nur diejenigen für Solarzellen, sondern auch die Konsequenzen des Abbaus von Uran. *Raffael M. Blättler, Wohlen*

Der Artikel von Alex Baur ist insofern interessant, als er berechnet hat, dass Wind-, Solar- und Wasserenergie unser Energieproblem nicht lösen können. Es gibt aber noch eine andere Möglichkeit als AKWs, um «sauberen» Strom zu bekommen, nur wird die von den grossen Gesellschaften unter dem Deckel gehalten. Die Lösung ist Wasserstoff. Wasserstoff ist im Wasser in praktisch unendlicher Menge vorhanden, und das Abfallprodukt ist wiederum Wasser. Die zur Energieerzeugung notwendigen Brennkammern können in ein Auto oder ein Privathaus eingebaut werden oder eine ganze Fabrik, ja selbst Städte mit Energie, sprich Elektrizität und Wärme, versorgen. Um das Wasser aufzuspalten, braucht es Strom, es

gibt Gegenden, in denen es zu viel Sonne hat, wo man Solarzellen aufstellen kann, die zusätzlich noch den Boden beschatten und bepflanzt machen. Wasserstoff ist in Flaschen transportierbar, und das wären somit (fast) die einzigen Kosten dieses Energieträgers. *Nicolao Trudel, Sonogno*

Präsident Obama hat kürzlich das Yucca-Mountain-Projekt (Endlager) trotz Milliardeninvestition gestoppt und Energieminister Steven Chu beauftragt, Alternativen vorzulegen. Eine Alternative besteht darin, bestehende AKWs (abhängig von Reaktortechnologie) auf einen Plutonium/Thorium-Brennstoff umzurüsten. Ziel: Plutonium in Energie umwandeln anstatt mit hohen Kosten in einem Endlager vergraben. Firmen wie Thorium Power arbeiten zurzeit an solchen Alternativen, und brauchbare Lösungen sollten in etwa fünf Jahren einsatzbereit sein. Komplette neue Formen von Nuklearenergie (populär «Atombatterien») kommen demnächst auf den Markt und sind günstiger wie auch landschaftsschonender als etwa Windenergie. Beispiele: die vorgeschlagene Energieversorgung für den Ort Galena in Alaska oder die Power-Module der Firma Hyperion. Unsere Politiker und Energieexperten sollten sich endlich sowohl von der Ökolobby wie auch von der französischen A-Lobby befreien und ernsthaft neue Alternativen studieren. Ebenso sollten die Medien das Atomtabu brechen und über neue Ansätze auf dem Gebiet der Nuklearenergie informieren. *Urs Heinemann, Basel*

Ich möchte noch auf einen anderen Aspekt der Stromerzeugung mit Solarzellen hinweisen: Laut Statistischem Jahrbuch scheint die Sonne in der Schweiz etwa 1700 Stunden pro Jahr. Da man in den restlichen 6900 Stunden des Jahres ebenfalls Strom braucht, muss also für jedes

Sonnenkraftwerk ein gleich grosses konventionelles Kraftwerk gebaut werden, das dann in den 1700 Stunden Sonnenschein stillsteht. Eine Verschwendung von Ressourcen sondergleichen, die gar nicht zum Umweltschonungsziel der Grünen passt. *Max Salm, Umiken*

### Verniedlichte Piraten

Nr. 20 – «Schlacht auf der «MSC Melody»»;  
Kolumne von Peter Bodenmann

Mit einigem Schmunzeln habe ich gelesen, wie in der Kolumne von Peter Bodenmann aus normalen Piraten erst nervöse Piraten wurden, sie dann zu bewaffneten Fischern mutierten und danach als «erboste Fischer» verniedlicht wurden. Aus brutalen, von bis an die Zähne bewaffneten Piraten ausgeführten Angriffen auf Fracht- und Kreuzfahrtschiffe werden asymmetrische maritime Schlachten, welche mit ein paar Stuhl- und Tischwürfen abgewehrt werden können. Und wenn das nicht klappt, werden ein paar Hundert Touristen als Geiseln genommen, welche man dann ja immer noch mit Lösegeld freikaufen kann. Eine etwas andere Form von Entwicklungshilfe. Aus schwerbewaffneten Piraten, die vor einem Schusswaffeneinsatz nicht zurückschrecken, erboste Fischer zu machen, ist in etwa so, wie wenn man die 1.-Mai-Chaoten als friedliche Demonstranten bezeichnen würde. Ob man an der Nachdemo am 1. Mai wohl auch auf die Polizei verzichten könnte und es den Geschäftsbesitzern selber überlassen sollte, ihre jedes Jahr aufs Neue demolierten Schaufenster und Auslagen mit Messer und Gabel gegen die Chaoten selber zu verteidigen? Und falls das nichts nützt, können die entstandenen Schäden danach ja immer noch durch die öffentliche Hand berappt werden, was man dann als Wirtschaftsförderung bezeichnen könnte.

*Marc Aemisegger, Lachen*



## ZUHAUSE IST, WO MAN SICH WOHL FÜHLT

Das gilt auch fürs Geld, da wissen wir gut, worauf es ankommt: Persönliche Betreuung und verantwortungsvolles Handeln, damit man sich gut aufgehoben fühlt. **Schon seit 100 Jahren.** Rufen Sie uns an: 0800 242 124

**CIC** BANQUE CIC | SUISSE |

CIC – La banque des connaisseurs

Basel, Freiburg, Zürich  
Genf, Lausanne, Locarno, Lugano, Neuchâtel

[www.cic.ch](http://www.cic.ch)

100  
1909 – 2009

---

# Unter Deck

---

**Doris Leuthard ist zuständig für die Bekämpfung der Krise. Es fällt auf, dass sie kaum etwas tut. Nicht aus Klugheit, sondern aus Verunsicherung. Ihr Charme stösst an seine natürlichen Grenzen.**  
*Von Markus Somm*

Lehman Brothers, die grosse amerikanische Investmentbank, ging am 15. September 2008 bankrott, zwei Tage später gab die schweizerische Wirtschaftsministerin Doris Leuthard (CVP) dem *Blick* ein Interview: «Frau Bundesrätin, tagt schon Ihr Krisenstab?» – «Nein, ich brauche keinen Krisenstab.» – «Weshalb nicht?» – «Weil es keine Krise gibt. Wir sehen null Indizien für eine Rezession.» Wenige Monate später befindet sich die Schweiz in einer schweren Rezession – und heute ist klar, dass mit dem Konkurs von Lehman Brothers die längst schwelende Finanzkrise offen ausgebrochen war. Man stand am Abgrund. Das internationale Finanzsystem hat sich seither nicht mehr beruhigt.

Leuthards gutgemeinte Entwarnung dürfte als die Aussage eines Politikers mit dem schlechtesten Timing in die jüngere Schweizer Wirtschaftsgeschichte eingehen. Wie ein Mühlstein hängt Leuthard seither dieser Satz um den Hals. Behindert, verunsichert, resigniert, so wirkt die Bundesrätin, der jahrelang alles so leicht von der Hand zu gehen schien. Obschon die Wirtschaftskrise längst die Köpfe der Schweizer ergriffen hat, bleibt Leuthard unsichtbar. Leer ist die Kommandobrücke, draussen peitscht der Sturm.

## Schmollen im Bundeshaus

Als der Bundesrat Anfang Jahr viel zu spät eine Task-Force einsetzte, um die Zukunft des Bankgeheimnisses zu sichern, schlug Leuthard eine andere Zusammensetzung vor. Sie lief ins Leere. Nachher verlor sie die Nerven und beklagte sich öffentlich über ihre Niederlage. Im Radio DRS liess sie durchblicken, dass sie den Entscheid der Regierung falsch fand. Und ihre engen Mitarbeiter versorgten die Presse mit Sprengstoff: Die Chefin spucke Gift und Galle, vernahm man. Die Regierung habe bloss «ein Kaffeekränzli» zusammengerufen. Es war ein Bruch der Kollegialität. Zu Zeiten Blochers im Bundesrat – und hätte er solches wiedergegeben: Es wäre eine Staatskrise ausgebrochen.

Da Kollegen und Parlamentarier spürten, dass hier eine geschwächte Verliererin am Werk war, sah man grosszügig und etwas peinlich berührt darüber hinweg. Seit Leuthard im Bundesrat ist, legte sie viel Wert darauf, als besonders kollegial zu gelten. Offensichtlich stand sie mit dem Rücken zur Wand. Die meisten im Bundeshaus vermuteten, sie sei nur gekränkt: Im Krisenausschuss des Bundesrates, der sich um die Verteidigung des Bankgeheim-



*Tragische Heldin:* Wirtschaftsministerin Leuthard.

nisses kümmern wollte, sass sie, die Wirtschaftsministerin, nicht. Stattdessen Finanzminister Hans-Rudolf Merz (FDP), Justizministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) und vor allem die von Leuthard innig ungeliebte Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (SP). Mit bärbeissigen Kommentaren in Berlin wehrte sich die Sozialdemokratin gegen deutsche Anmassungen – während die Wirtschaftsministerin im Dunkeln blieb.

Ein Darling der Medien, ein Star in ihrer Partei, eine junge Frau, die im Volk gut anzukommen schien: Seit Doris Leuthard vor mehr als zehn Jahren in die Politik eingestiegen ist, gelang ihr – von aussen betrachtet – fast alles. Nach bloss zwei Jahren im Grossen Rat katalpultierten sie die Aargauer in den Nationalrat (1999), bald war sie Vizepräsidentin ihrer Partei, ein paar Jahre später schon Präsidentin. Obwohl sie keine einzige nationale Wahl zu bestehen hatte, wurde die Aargauerin sogleich zur Sanierererin der CVP erklärt, einer Partei, die seit mehr als zwanzig Jahren nur mehr verloren hatte. Erst 43-jährig, wurde sie 2006 in den Bundesrat gewählt. Ebenfalls ein Spaziergang – niemand war gegen sie angetreten. «Sie hatte immer Rückenwind», sagt ein Aargauer Parlamentarier, «nun steht sie zum ersten Mal im Gegenwind.» Die Krisenministerin ist selber in die Krise geraten.

### Ministerin der Verlierer

Nun mag der Vorwurf mangelnder Präsenz unfair sein: unfair, weil die Wirtschaftsministerin zwar einen pompösen Titel trägt, aber tatsächlich nichts zu entscheiden hat, was wirklich von Belang wäre in der Wirtschaftspolitik. Der Finanzminister hätte sehr viel mehr zu sagen, wengleich das dem gegenwärtigen Amtsinhaber Merz selten glückt; einflussreicher ist auch der Verkehrsminister (Leuenberger), der die Infrastrukturpolitik des Landes prägt. Die Wirtschaftsministerin verwaltet in der Schweiz die Dossiers der Verlierer: Leuthard ist Landwirtschaftsministerin, macht Regionalpolitik für absteigende Regionen, kümmert sich um die «wirtschaftliche Landesversorgung», ein Relikt aus dem Kalten Krieg, das niemanden beschäftigt. Schliesslich ist sie zuständig für die Arbeitslosen. Zwar ist die Aussenwirtschaftspolitik nach wie vor eine gewichtige Aufgabe, doch seit das alte Bundesamt für Aussenwirtschaft aufgelöst und im Gemischtwarenladen Seco (Staatssekretariat für Wirtschaft) untergebracht worden ist, fehlt das einstige Prestige. Im Seco befindet sich auch eine Art wirtschaftspolitischer Think-Tank, den Chefökonom Aymo Brunetti leitet: Aber mangels realer Zuständigkeiten ist er ein König ohne Land. Das Verfassen von liberalen Ermahnungen in dicken Berichten, die in den anderen Departementen verrotten, ist sein Los.

An sich ist es kein Unglück, wenn ein Wirtschaftsminister wenig tut. Im Gegenteil. So

gesehen, muss man Leuthard, die bisher bloss zwei eher bescheidene Stabilisierungsprogramme vorgelegt hat, loben. Beunruhigender ist, dass ihre Zurückhaltung weniger einer Überzeugung entspringt, sondern der Konfusion. Noch ist sie vor allem überrumpelt. Was jetzt wie wohlthuende Passivität aussieht, kann über Nacht in Aktivismus umschlagen. Obwohl Leuthard, die nach wie vor dort lebt, wo sie aufgewachsen ist, bodenständig wirkt, hat sie etwas Bodenloses. Sie neigt dazu, sich von Experten und Beamten leiten zu lassen, weil ihr die eigene Peilung fehlt.

Das zeigen die Projekte, die sie bisher verfolgt hat, wie etwa das Cassis-de-Dijon-Prinzip, oder die Idee, die schweizerische Landwirtschaft mit einem Freihandelsabkommen der Konkurrenz der EU auszusetzen. Beides sind alte Anliegen liberaler Ökonomen, die sich davon mehr Wettbewerb im Binnenmarkt und tiefere Preise erhoffen. Im Einzelnen mögen das sinnvolle Massnahmen sein – typisch für Leuthard ist jedoch, dass sie sich, ermuntert von ihren Beamten, auf einen Höllenritt begibt. Ist es Mut – oder ist es Mangel an politischem Gespür?

Mit dem Cassis-de-Dijon-Prinzip, das vom Nationalrat bereits genehmigt wurde, will die Schweiz Handelschranken gegenüber Importen aus der EU aufheben. Was in der EU zugelassen ist, soll in die Schweiz eingeführt werden können – ohne dass schweizerische Instanzen diese Produkte erneut prüfen; nur wenige Ausnahmen bleiben.

Die EU ihrerseits kommt der Schweiz nicht entgegen. Schweizer Produkte müssen nach wie vor von EU-Behörden für akzeptabel befunden werden. Offen ist, ob diese Massnahme so viel bewirkt, wie sich deren Promotoren, wie etwa Brunetti, davon versprechen. Der Einzug von Lidl und Aldi in der Schweiz dürfte die überhöhten Preise im Detailhandel mehr ins Rutschen bringen als das Cassis-de-Dijon-Prinzip.

### Käse für Berlin

Leuthard hat sich damit nicht nur Freunde gemacht. Das Gewerbe rümpft die Nase – die Bauern haben ihren Widerstand gegen den Freihandel mit der EU angekündigt. Vor einem Jahr reiste Leuthard nach Berlin an die Grüne Woche, die weltgrösste Messe für Ernährung und Landwirtschaft. Die Schweiz war Gastland – und komplett hatten sich die Vertreter der hiesigen Agrarwirtschaft in die deutsche Hauptstadt begeben. Damals waren sie begeistert von ihrer Ministerin: In freier Rede, mit Charme und wohllosiertem Augenaufschlag verzauberte die Aargauerin die Gastgeber. «Niemand hätte überzeugender vom Schweizer Käse schwärmen können», sagt ein Bauer, während seine Stimme vor Rührung noch heute zu zittern scheint. «Was für eine tolle Ministerin Sie haben!», lobten die Deutschen gön-

nerhaft, und die Schweizer glühten wortlos, mit Stolz. Heute sind die Bauern enttäuscht, mit Wehmut erinnern sie sich an Vorgänger Joseph Deiss. Es ist absehbar, dass Leuthard mit ihrem Vorhaben auf Gegenkräfte stossen wird. Im Parlament heisst es, mit ihrem Freihandelsprojekt fahre sie in die Wand.

Triebe sie die eigene Überzeugung, man müsste Leuthard bewundern und bedauern zugleich. Eine tragische Heldin. Doch Zweifel kommen auf. Sie wirkte nie wie eine Frau mit starken Meinungen, sondern eher wie eine gute Verkäuferin, die sich nur um den Kunden bemüht, der gerade im Laden steht. Sie fiel in ihrer Karriere nie mit kantigen, nicht mehrheitsfähigen Ansichten auf. Als CVP-Präsidentin bemühte sie sich noch herzlich um die Bauern – heute gilt ihre Loyalität eher jenen, die im Seco dem Kampf gegen die Preisinsel so grosse Bedeutung beimessen. In Bauernkreisen kursiert der Argwohn, die Migros nehme Einfluss auf Leuthard – was die Migros dementiert. Klar ist, dass sich Leuthards Agenda kaum von den wirtschaftspolitischen Anliegen der beiden grössten Detailhändler Migros und Coop unterscheidet. Dem Gewerbe oder den Bauern, aber auch den KMU, die zum Teil immer noch der CVP nahestehen, ist sie bisher kaum entgegengekommen. Unsinnige Vorschriften, Sozialabgaben und Steuern: Zu bekämpfen, was die kleinen Unternehmen plagt, hat sich Leuthard bisher wenig bemüht.

Seit sie die Rezession für inexistent erklärt hat, so sagen Parlamentarier, wirke Leuthard zerstreut. Sie sei immer auf dem Sprung und habe kaum Zeit, wenn man mit ihr sprechen wolle, sagt ein Nationalrat, der oft mit ihr zu tun hat. Etwas Gehetztes gehe von ihr aus. Andere empfinden sie als arrogant. «Damit überspielt sie ihre Unsicherheit.» Letztlich, so meint ein Freisinniger, der in der einflussreichen Wirtschaftskommission sitzt, merke man nun, dass Leuthard von Wirtschaft eigentlich nichts verstehe. Zwar sei sie fleissig, gut vorbereitet und stets bemüht, alle Fragen selbst zu beantworten – Beamte kommen selten zu Wort –, doch der Sinn für wirtschaftliche Zusammenhänge gehe ihr ab. Die gelernte Anwältin, der es gelingt, sich ein Dossier rasch anzueignen und es gut zu vertreten, durchdringt die ökonomische Materie nicht. Angelesen, nicht erlebt: Wer noch nie eine Rezession selber durchzustehen hatte, weiss nicht, woran sie zu erkennen ist.

Doris Leuthard ist keine untalentierte Politikerin. Die Aufgabe, als Präsidentin die CVP aus dem Jammertal zu führen, lag ihr. Heiter, unpräntiös, eine glänzende Kommunikatorin: Sie schien die CVP zu verjüngen – und trotz mässigen Wahlerfolgen fühlten sich die Christdemokraten wieder wohl. Das war die Rolle ihres Lebens. Als Wirtschaftsministerin eine der brutalsten Krisen der jüngeren Vergangenheit durchzustehen, ist es vermutlich nicht. O

# «Wir sind ein wenig neidisch»

Sie wird nicht besonders stark wahrgenommen, Miss Schweiz Whitney Toyloy. Die 18-Jährige aus Yverdon vermutet, das liege an der *barrière de röstli*. Und hat dennoch ihre Liebe zu den Deutschschweizern entdeckt. Von Bettina Weber



«Ich sage immer, ich bin Mischling»: Schönheitskönigin Toyloy.

Wenn man sich Artikel über Sie anschaut, fällt auf, wie wenig sich die Deutschschweizer Medien im Vergleich mit den welschen für Sie zu interessieren scheinen. Es gab zwei mittelgrosse Interviews, sonst nur Kurzmeldungen. Was ist da los?

Ich weiss es nicht. Es enttäuscht mich auch ein wenig. Der Miss-Schweiz-Organisation ist das ebenfalls aufgefallen, wir haben keine Ahnung, weshalb dem so ist.

Könnte es daran liegen, dass Sie Welsche sind?

Sie meinen, *comment-dit-on ... la barrière de röstli*?

Genau. Ist der Röstigraben schuld?

Das könnte tatsächlich sein. Eine Deutschschweizer Miss ist bei uns ja auch nicht ganz so bekannt wie hier.

Mögen Sie die Deutschschweizer?

Ganz ehrlich: Bevor ich Miss Schweiz wurde, hielt ich die Deutschschweizer für kalt, unfreundlich und unzugänglich. Jetzt, wo ich viel hier arbeite, muss ich mein Urteil revidieren. Und obschon ich in meinem Herzen Welsche bin, muss ich sogar zugeben: Die Deutschschweizer arbeiten mehr als wir... (*lacht*). Wenn ich früher die Nase gerümpft habe über die *Suisses allemands*, hat mein Vater stets gesagt: «Geh eine Woche in die Deutschschweiz arbeiten, und du wirst deine Meinung ändern.»

Woran liegt es denn, dass die Welschen uns nicht mögen?

Ich glaube, wir sind ein wenig neidisch. Weil: Wann immer etwas ist, ein Konzert oder irgendwas Grosses, es findet stets alles in Zürich statt. Die Dominanz von Zürich ist ein Problem. Und dann hat es sicher auch mit der SVP zu tun, die ja aus der Deutschschweiz kommt, und wenn sie dann alle Abstimmungen gewinnt, dann regt man sich über die Deutschschweiz auf und findet sie blöd.

Das Problem mit Zürich haben ja nicht nur die Welschen. Auch die Solothurner und St. Galler und Basler stören sich an der Dominanz von Zürich.

Das ist wie bei uns mit Genf und Lausanne. Die Genfer meinen auch, es gebe nur Genf. Ich mag Lausanne lieber. Wenn man in Genf sagt, man sei aus Yverdon, heisst es: «C'est où, Yverdon?»

Sprechen die Welschen besser Deutsch oder die Deutschschweizer besser Französisch?



Ganz klar: Die Deutschschweizer besser Französisch. Sie versuchen es ja auch, die Welschen vermeiden, wenn immer möglich, Deutsch zu sprechen.

**Sie sprechen sehr gut Deutsch. Obschon es eine schwierige Sprache ist. Und dann kommt noch hinzu, dass wir hier nicht Hochdeutsch sprechen, sondern Dialekt.**

Ich finde Französisch schwieriger. Was wir von den Deutschschweizern wirklich lernen können, ist das Entgegenkommen: Wenn jemand auch nur ein bisschen Französisch kann, dann versucht er, wenn ich nicht weiterkomme, mir das Ganze auf Französisch zu erklären. Er hilft mir. Die Welschen machen das nicht. Und die Deutschschweizer sind auch grosszügiger: Wenn wir Fehler machen, dann übersetzen sie oder finden uns süss. Welsche hingegen lachen über die Deutschschweizer. Und das mit dem Dialekt stimmt so nicht: Die Leute sind nett und sprechen sofort Hochdeutsch mit einem.

**Könnten Sie sich vorstellen, in der Deutschschweiz zu leben?**

Ich bin ja sogar in Dübendorf geboren! Also eigentlich bin ich gar keine Welsche, sondern Dübendorferin. Aber doch, ich könnte es mir durchaus vorstellen. Jetzt noch nicht, aber später vielleicht schon.

**Ihr Vater ist Amerikaner und schwarz, Ihre Mutter Schweizerin und weiss. Kennen Sie dieses Gefühl, zwischen den Stühlen zu stehen?**

Nein, gar nicht. Weil wir ja immer in der Schweiz waren. Wenn ich also gefragt wurde, ob ich mich mehr als Schweizerin oder als Amerikanerin fühle, war für mich immer klar: als Schweizerin. Jetzt bin ich aber stolzer auf meine zweite Heimat als auch schon, während der acht Jahre der Bush-Regierung sagte ich nicht so gerne, dass ich Amerikanerin bin. Jetzt mit Obama natürlich schon. Seit Obama denken die Leute automatisch an ihn, wenn sie mich beziehungsweise einen Mischling sehen.

**Obama gilt als schwarz. Eigentlich ist er aber halb schwarz, halb weiss, er könnte also auch sagen, er sei weiss. Was sagen Sie?**

Ich sage immer, ich bin Mischling. Und bin extrem stolz, das zu sagen. Genauso wie zu sagen, dass mein Vater schwarz ist. Wobei: Für mich ist das auch einfach, weil man es mir ansieht. Für meine Schwester war das immer viel komplizierter, sie ist blond und hellhäutig. Und wenn sie irgendwo sagte, dass ihr Vater Schwarzer sei, dann hat ihr das kein Mensch geglaubt, oder die Leute sagten zu uns: «Jaja, ihr seid Halbschwestern.» Sie sieht aus wie meine Mutter; ich hingegen habe von meiner Mutter nur die Beine geerbt.

**Apropos Beine, und Ihre sind in der Tat sehr lang: Weshalb meldet sich eine jun-**

**ge, kluge Frau für die Miss-Schweiz-Wahl an?**

Das ist eine gute Frage! Es war immer ein Traum von mir, seit ich ein kleines Mädchen war. Wenn ich mir die Wahl am Fernsehen angeschaut habe oder Fotos gesehen habe, dann sagte ich mir immer: Oh, das muss so schön sein, das möchte ich auch. Die Anmeldung erfolgte allerdings sehr spontan: Ich sass mit meiner Schwester am Computer, schaute mir das an und fand: Okay, komm, das versuche ich jetzt. Ich hatte einfach Lust auf etwas Neues, eine komplett andere Erfahrung zu machen. Und es war gut, weil ich jetzt genauer weiss, was ich später machen will.

**Schauspielerin werden?**

O nein! Ich habe zwar fünf Jahre lang Theater gespielt, aber daraus möchte ich keinen Beruf machen.

---

**«Ich dachte, das sei mehr so ein Jahr lang Ferien haben, aber das ist überhaupt nicht der Fall.»**

---

**Was möchten Sie denn nun?**

Früher schwankte ich zwischen Anwältin und etwas mit Kommunikation und Marketing. Jetzt weiss ich, dass mich Kommunikation mehr interessiert.

**Haben Sie keine Lust mehr auf die Juristerei, weil der Sprecher der Pnos, der Sie als «Geschwür» bezeichnet hat, freigesprochen wurde?**

Nein. Es ist mir egal, was der gesagt hat.

**Haben Sie vor der Beleidigung durch die Pnos schon ähnliche Erfahrungen gemacht?**

Als ich noch nur Whitney war, meinen Sie? Das gab's schon, vor allem als ich klein war. Die anderen Kinder waren manchmal sehr böse. Aber im Grunde plapperten sie einfach nach, was sie bei ihren Eltern gehört hatten. Mehr als vor verbalen Attacken habe ich mich immer vor einem körperlichen Angriff gefürchtet.

**Weshalb haben Sie nicht geklagt?**

Es wurde von Amtes wegen eine Untersuchung eingeleitet. Natürlich hätte ich das in eigenem Namen tun können, aber ich sagte mir: Eine Verurteilung würde seine Meinung nicht ändern, bloss wegen einer Busse wird er nicht davon abweichen. So jemanden kann man nicht ändern.

**Sie sind vom Gymnasium direkt in die Glitzerwelt katapultiert worden. Machen Sie Ihren neuen Job gerne?**

Ja, sehr. Am Anfang war ich noch etwas unsicher, vor allem wegen der Sprache, ich hatte Angst, etwas Blödes zu sagen. Da dachten die Leute, ich sei schüchtern. Aber das bin ich ganz und gar nicht, ich bin im Gegenteil sehr extrovertiert. Was zu Be-

ginn auch schwierig war: Ich bin erst 18 und ein starker Charakter. Ich mag nicht so sehr, wenn mir jemand sagt, was ich zu tun habe. Und am Anfang war das nicht ganz einfach, weil es so viel Arbeit gab und alles so neu war. Aber ich mag den Kontakt zu den Menschen, wenn einen die Leute mit grossen Augen anschauen und finden: «Wow, das ist die Miss Schweiz», dann finde ich das wirklich süss. Ich habe viel Spass gehabt. Es macht mich ein wenig traurig, dass ich jetzt schon sagen muss: Ich habe Spass *gehabt*. In einem Monat kommen schon die neuen Kandidatinnen.

**Was war ganz anders, als Sie es sich vorgestellt hatten?**

Es ist viel, viel, viel mehr Arbeit, als ich gedacht habe. Ich dachte, das sei mehr so ein Jahr lang Ferien haben, aber das ist überhaupt nicht der Fall. Dieses Wochenende zum Beispiel habe ich drei Tage frei, das ist eine super Woche. Die letzten Monate waren voll mit Arbeit, meist hatte ich eine Sechs-Tage-Woche. Aber ich mag es, wenn etwas läuft. Lieber zu viel zu tun zu haben als zu wenig.

**Es war zu lesen, Sie würden sehr oft Ferien nehmen, und trotzdem haben Sie schon rund 300 000 Franken verdient.**

Ah, ich weiss, es war sogar die Rede von einem Burnout. Aber «Miss Schweiz hat Burnout» ist ja auch der spannendere Titel als «Miss Schweiz arbeitet». Ich habe dann Ferien genommen, wenn ich dachte, es würde mir gut tun, das waren bis jetzt vier Wochen. Und sonst geht es mir wie allen anderen: Es ist eine Arbeit, und manchmal hat man keine Lust darauf.

**Wie viel von dem verdienten Geld fliesst am Ende tatsächlich in Ihre Kasse?**

Da geht eine Menge weg! 15 Prozent an die Miss-Schweiz-Organisation, Steuern, AHV, BVG, Spesen ... Und 100 000 Franken davon waren Geschenke, wie zum Beispiel der Lancia oder Schmuck.

**Und was machen Sie mit dem Geld?**

Ich möchte mir in zwei Jahren damit eine Wohnung kaufen.

**Werden Sie manchmal unterschätzt?**

Klar, das kommt vor. Ich verstehe nur nicht, weshalb. Wieso soll jemand, der schön ist, nicht auch clever sein können?

**Fanden Sie sich schon immer schön?**

Nein, gar nicht. Ich bin wie andere Frauen, mich stört immer wieder etwas. Ich versuche jetzt zum Beispiel, mehr Sport zu machen, weil ich ein paar Kilo zugenommen habe, um den Bauch und die Hüften rum. Und mit 14 hatte ich schwere Akne, das war schlimm. Mein Freund sagt, ich solle, wenn ich jeweils Schulen besuche, ein Foto aus jener Zeit mitnehmen, damit die Mädchen sehen: Es kann alles passieren im Leben. Und es kommt besser. ○

# «Jeder Anruf ist eine Mikrowunde»

Die Arbeitswelt fordert immer mehr psychische und körperliche Leistungsfähigkeit. Auf dem Swiss Economic Health Forum redet der Arzt und Management-Trainer Marco Caimi darüber, wie man auch in der Krise besteht. Von Kai Michel und Christian Flierl (Bild)

**Sie veranstalten Anfang Juni in Flims das Swiss Economic Health Forum. Entdeckt die Wirtschaft jetzt auch die Wellness?**

Nein, es geht nicht um Wellness im landläufigen Sinne. Als Arzt habe ich es in meiner Praxis mit handfesten gesundheitlichen Problemen zu tun. Wir werden nicht nur mit immer mehr orthopädischen Problemen konfrontiert, sondern auch mit Burnouts, Arbeitsüberlastung und Sinnfindungssehnsüchten. Von meinem zweiten Standbein, der Corporate Health, also der innerbetrieblichen Gesundheitsförderung, her weiss ich, dass in den Firmen immer mehr Leute wegbrechen und die Nachfrage nach Sabbaticals steigt. Dann ist es meistens schon zu spät, und es wird teuer. Man muss sich präventiv Gedanken machen.

**Ist Burnout nicht ein mediengemachtes Phänomen?**

Sicher wird inflationär über Burnout geredet. Es gibt aber viele reale Probleme: Schlaflosigkeit ist ein Riesenthema; die grosse Lustlosigkeit ein anderes. Und dann sind wir am kinetischen Nullpunkt angelangt: Übergewicht grassiert. Es gibt viele Formen, wie sich der wachsende Druck manifestiert.

**Erhöhen Sie nicht den Druck? Früher reichte es, einen klugen Kopf zu haben, heute muss auch der Körper fit sein.**

Es gibt die Tendenz: Manager ab einem gewissen Alter müssen Marathon laufen. Das ist genauso ein Blödsinn, wie sich überhaupt nicht zu bewegen. Jemand hat gesagt: Marathonlaufen sei die Magersucht des Mannes ab vierzig. Solch ein Training zu bewältigen, wenn die Agenda voll ist, ist nur ein weiterer Stressfaktor.

**Aber Sie sagen selbst in Ihrer Kongressankündigung: «Only the Fittest Survive».**

Wir haben es mit wesentlich höheren psychophysischen Anforderungen als vor zwanzig Jahren zu tun – vor allem aufgrund der neuen Kommunikationstechnologien. Früher gab es das Festnetztelefon. Und vielleicht noch das Faxgerät. Wenn Sie im Hotel waren, fragten Sie in der Regel einmal am Tag nach der Post und wussten dann: Jetzt hab ich erst mal Ruhe. Heute heisst es 24/7 – rund um die Uhr, sieben Tage die Woche – erreichbar sein.

**Ist das nicht von Vorteil?**

Das ist die Frage. Vor allem wenn in Manager-Seminaren solcher Unfug gelehrt

wird wie, die *international response time* von E-Mails betrage sechs Stunden, weil kein verantwortlicher Manager mehr als sechs Stunden schlafe. Das Hauptproblem ist: Wir haben nicht gelernt, uns herauszunehmen. Das Handy wird nur mit schlechtem Gewissen ausgeschaltet. Wir haben so sehr verinnerlicht, es könnte etwas passieren. Was ist, wenn man mich sucht?

**Schadet das?**

Aus Medizinersicht sage ich: Jeder Anruf ist eine Mikrowunde. Auch wenn er sich als positiv herausstellt. Das erfahren Sie erst im Verlauf des Gesprächs. Läutet es, machen Sie: Hrgh! Wie früher, wenn der Säbelzahn-tiger kam: Schultern hoch, Halsschlagader schützen. Als ich vorhin aus einer Besprechung kam und Ihr SMS sah, habe ich zuerst gedacht: «Oh, sagt der mir jetzt den Termin ab?»

**Ich schrieb, dass ich mich verspäte.**

Ja, als ich es las, dachte ich: Das ist ein höflicher Mensch. Dann war es wieder gut.

**Was also ist schlimm daran?**

Auch wenn achtzig, neunzig Prozent der Nachrichten neutral oder positiv sind, rechnen wir meist mit etwas Negativem. Jeder

---

**Wenn die Agenda voll ist, ist Marathonlaufen nur ein weiterer Stressfaktor.**

---

Input ist eine solche Mikrowunde, und die braucht etwas Zeit, bis sie verheilt. Je höher der Stress ist, umso verwundbarer sind Sie. Wenn immer wieder in dieser Wunde gebohrt wird, klafft sie irgendwann. Und für dieses «Klaffen» können Sie nehmen, was Sie möchten: Burnout, Rückenschmerzen, Magen-Darm-Probleme, Migräne ... Die einen reagieren so, die anderen so; die einen früher, die anderen später. Manche Glückliche gar nicht.

**Kann man sich dagegen schützen?**

Je mehr Ressourcen wir dem entgegensetzen haben, umso besser. Ein gutes Herz-Kreislauf-System und einen kräftigen Rücken etwa. Wir müssen auch sagen können: Schnaps ist Schnaps und Dienst ist Dienst. Wenn das nicht gelingt, laufen wir Gefahr, dass unser Verfallsdatum viel zu früh eintritt. Dagegen muss man etwas tun und den körperlichen Aktionsradius vergrössern: damit wir gut schlafen, weil wir

richtig müde sind – nicht bloss vom Kommunizieren.

**Wenn Sie den Einzelnen stärken, müssen die anderen nachziehen. Verschärfen Sie also nicht den Wettbewerb – und bekommen mehr Kundschaft?**

Der Wettbewerb hat zwei Teilnehmer: Wir haben den Markt – von dem niemand so recht weiss, was das überhaupt ist. Und wir haben die individuellen Marktteilnehmer. Irgendwie sind wir alle bestimmt vom Markt: «Der Markt sagt uns ...», «Der Markt verlangt von uns ...» Wir müssen es schaffen, uns selbst wahrzunehmen.

**Wie soll das funktionieren?**

Eine halbe Stunde laufen gehen – ohne Handy. Oder sagen: Jetzt habe ich sechzig Stunden gebuckelt. Jetzt gehe ich ins Kino und bin unerreichbar. Ich denke nicht, dass das den Wettbewerb verschärft, besonders wenn wir auch mehr Führungskräfte haben, die sich zwischendurch einmal rausnehmen.

**Aber jetzt in der Krise werden überall Leute abgebaut: Die Verbleibenden werden es sich dreimal überlegen, ob sie mal eben joggen gehen.**

Gerade wenn die Anforderungen an den Einzelnen wachsen, muss man ihn stärken. Sicher muss man da reingehen, wo es schmerzt. Mal zwanzig Stunden durcharbeiten für eine Präsentation. Aber dann auch am Freitag um 12 Uhr Schluss machen. Das kann man von Spitzensportlern lernen: Die bereiten sich professionell auf Höchstleistungen vor, indem sie das Gesetz der Oszillation respektieren, den Wechsel zwischen Belastung und Entlastung, zwischen intensiven Trainingsphasen, Wettkampfperioden und Erholungszyklen. Bei uns aber heisst es: immer Hochform zeigen. Kein Spitzensportler ist dauernd in Hochform. Kann er gar nicht, sonst ist seine Karriere nach einer Saison zu Ende.

**Aber wir strengen uns doch schon an – und sollen jetzt noch für den Job Sport treiben?**

Die Forderung nach Fitness kann man so verstehen, dass es nur dem Unternehmen nützt. Aber wer fit ist, kommt eben auch fitter in den Feierabend, ist vielleicht weniger verspannt und hat eher Lust, sich in der Freizeit zu verwirklichen, in welcher Form auch immer.

**Klingt gut. Nur wo soll man zwischen Beruf und Familie die Zeit hernehmen?**

Es geht wie bei der Körperhygiene, beim Duschen oder Fingernägelschneiden um



«Je höher der Stress ist, umso verwundbarer sind Sie»: Management-Trainer Caimi.

eine minimale Pflege unseres Herz-Kreislauf-Systems und der Muskulatur. Eine halbe oder drei viertel Stunde ist fast für jeden drin. Am Anfang reicht da, einmal um den Block zu laufen. Das ist ja keine tote Zeit. Alle meine Plots für Bücher oder Referate entstehen nicht hier am Schreibtisch, wo ich Rezepte schreibe, sondern

draussen beim Laufen im Wald. Da kommt die Kreativität. Da hat es mehr Sauerstoff für den Kopf.

**Aber die wenigsten haben die Energie, vor oder nach der Arbeit noch Sport zu treiben. Der Arbeitgeber sieht es auch nicht gern, dass seine Angestellten sich während der Arbeitszeit ertüchtigen.**

Die Firmen können die Infrastruktur verbessern, indem sie zum Beispiel Duschen zur Verfügung stellen. Auch eine Mittagspause von dreissig, vierzig Minuten ist unsinnig. Hat man anderthalb Stunden, kann man sich dreissig Minuten bewegen, duschen und etwas Kleines essen. Dann ist man erholt und kämpft nicht gegen die 14.30-Uhr-Krise an.

#### **Machen Frauen die Sache besser?**

Frauen gehen fünfmal häufiger zum Arzt als Männer, essen mehr Früchte und Gemüse. 75 Prozent der Frauen sagen, dass sie eine sehr gute Freundin haben, aber nur 13 Prozent der Männer haben einen guten Freund. Deshalb ist die weibliche Lebenserwartung signifikant höher.

#### **Was läuft bei Männern falsch?**

Die quittieren das mit einem Schulterzucken. Männer sind archaischer, spielen gerne den Helden. Sie haben das Gefühl: Wir funktionieren schon. Beim Auto gibt es eine Lampe für den Service, den Ölwechsel. Dann rufen wir in der Werkstatt an und vereinbaren einen Termin. Wir wollen ja nicht stehenbleiben. Dass wir selbst stehenbleiben, unser Körper streikt, das ist für uns absolut ausgeschlossen.

#### **Aber es ist ja auch anstrengend: jetzt noch auf die Gesundheit achten, Kalorien zählen.**

Man darf keinen Hype darum machen. Ich lebe auch recht hedonistisch. Mit Rotwein und Weissbier, nicht nur am Wochenende. Gesundheitsfragen überzubetonen, ist kontraproduktiv. Wir haben nicht die Zeit, uns von morgens bis abends um Gesundheit zu kümmern.

#### **Was also gehört zum Minimalprogramm?**

Mehrfach pro Woche etwas Ausdauertraining machen, ein- bis zweimal in der Woche Krafttraining für Rücken und Nacken. Man muss einige Sachen zur Ernährung wissen. Nicht viel. Denn mit der Bewegung kehrt unsere «somatische Intelligenz» zurück. Der Körper weiss, was er braucht – fettige Pommes schmecken ihm dann nicht mehr. Und sich selbst ein paar ganz persönliche Ziele setzen.

#### **Was sollen die Leute vom Swiss Economic Health Forum mitnehmen?**

Dass die physischen und psychischen Ressourcen unsere wichtigste Kapitalanlage sind. Dass ich einen Platz finden muss in dem Dreieck zwischen mir, der Arbeit und meiner Partnerschaft/Familie. Und zwar einen Platz – und das sag ich ganz egoistisch –, der mir gerecht wird. Es heisst ja: «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.» Das «wie dich selbst» wird heute aber immer vergessen. Dabei nützt das allen, vor allem der nächsten Umgebung.

**Marco Caimi**, 1962 geboren, ist Reha-Arzt in Basel, Seminartrainer für betriebliches Gesundheitsmanagement und Autor mehrerer Fachbücher. Gemeinsam mit Patrik Meier veranstaltet er am 12./13. Juni in Flims das Swiss Economic Health Forum. Info: [www.sehf.ch](http://www.sehf.ch)

# Der nackte Wahnsinn

Der Schweizer Weltbaumeister Le Corbusier hat einen ganzen Berufsstand auf die schiefe Bahn gebracht, glauben seine Verächter. Und seine Verehrer halten ihn für heilig. Jetzt zeigt eine fulminante Monografie aus dem unveröffentlichten Nachlass, wie er wirklich war. Von *Daniele Muscionico*



*Prototyp des modernen Architekten:* Le Corbusier mit Türpaneelen für die Kapelle Notre-Dame-du-Haut in Ronchamp, 1955.

Man schreibt den 21. Oktober 1935. Am Quarantine-Dock gehen nach fünf Tagen Überfahrt die Erstklass-Passagiere des Luxusliners «Normandie» aus Le Havre an Land. Le Corbusier, 48 Jahre alt, blickt sich um, niemand da, der ihn erwartet! Er wendet sich an den jungen Architekten aus Manhattan, der ihn wie vereinbart abholt: «Jacobs, wo sind die Fotografen?» Robert A. Jacobs, ein grosser Verehrer Le Corbusiers, entdeckt, dass die Presseleute an Bord eifrig Bilder anderer Prominenter machen. Er steckt einem von ihnen fünf Dollar zu und fleht ihn an, auch den Schweizer zu fotografieren. Und obwohl der Fotograf keinen Film mehr in der Kamera hat, knipst er, er ist ein netter Kerl, munter drauflos. Le Corbusier ist besänftigt.

Für kurze Zeit. An der Pressekonferenz im Museum of Modern Art stellt sich heraus: «The French Genius» spricht miserabel englisch! Die Stimmung ist gereizt, die Aufmerksamkeit der Journalisten schwindet. Da ent-

scheidet sich Le Corbusier zur bewährten Strategie. Er stellt sich vor die Menge, setzt ein herablassendes Lächeln auf – und sagt: «Ihre Wolkenkratzer sind nicht hoch genug.» Im Saal ist die Hölle los. Die Propagandamaschinerie läuft. In eigener Sache, versteht sich.

## Le Corbusier war die Personifizierung seiner ästhetischen Visionen.

Diese Geschichte war so oder ähnlich 1947 im Magazin *The New Yorker* nachzulesen, als sich Le Corbusier einige Jahre später in Manhattan befand, um an den Plänen für den neuen Hauptsitz der Uno zu arbeiten. Dass der Journalist mit seiner süffisanten Darstellung der vergangenen Ereignisse diese Absicht torpedieren wollte, überrascht nicht: Le Corbusier war nicht nur das, was die russische Presse bereits 1928 als «Inbegriff des neuen Menschen»

bejubelte – verliebt in den technischen Fortschritt und den Glauben an die Neuerfindung der Welt. Er war auch der Inbegriff des Architekten als Medienstar *avant la lettre*; verliebt in seine Ideen, seine Pose, die Inszenierung seiner Person. Denn mindestens so sehr wie mit seinen Bauten kämpfte er mit Manifesten und Worten.

Erfolgreicher auf jeden Fall: Seine Vorträge auf allen Kontinenten (bis auf Australien) waren pure Spektakel, an welchen der Prophet Zeichnungen und Lichtbilder direkt vor den Augen des Publikums entstehen liess. Man sollte den Eindruck haben, teilzuhaben an der Geburt einer neuen Wahrheit. In einem beeindruckenden Diorama stellte er beispielsweise am Herbstsalon 1922 seine «Stadt für drei Millionen Einwohner» vor, für die das rechte Pariser Seine-Ufer abzureissen gewesen wäre: strategische Provokation.

Le Corbusier, geboren 1887 in La Chaux-de-Fonds als Charles-Edouard Jeanneret-Gris,

Sohn eines Emailleiers von Uhrengeläusen und einer Musiklehrerin, seit seiner Jugend überzeugt, Grosses zu vollbringen, inszenierte und kontrollierte seine Auftritte bis ins Kleinste. Sowohl mit seinen Idealstadt-Entwürfen als auch mit seinem auffälligen Erscheinungsbild ist er bereits in den dreissiger Jahren intellektuell und physiognomisch der Prototyp des modernen Architekten. Fernand Légers Erinnerung an die erste Begegnung mit ihm beschreibt, wie er ihn herannahen sah: «[...] steif, ein aussergewöhnliches Objekt in Bewegung mit Melone, Brille und schwarzem Mantel. Das Objekt bewegte sich auf einem Fahrrad und hielt sich dabei genau an die Regeln der Perspektive.» Der Schriftsteller Tom Wolfe über ein Treffen mit ihm, spöttisch: «[...] adrett und präzise und anonym wie das perfekte, auf Massenproduktion eingestellte Pfeifenraucher-Männchen des Maschinenzeitalters.»

Wer war dieses steife Objekt, das nie die Contenance zu verlieren schien, wirklich? Der «weltweit wortgewandteste und einflussreichste Architekt», wie ihn der *New Yorker* in sublimer Chronologie der Qualitäten ankündigte, in der Hoffnung, er möge das Uno-Gebäude nicht realisieren? War er der Gigantomane, der mit seiner programmatischen Keule die Kunst- und Baugeschichte zerschlagen und Städte wie Paris, Algier, Buenos Aires, Rio, Bogotá und auch Berlin neu ordnen wollte? Ist er die Ursache für die Stadtkatastrophen des 20. Jahrhunderts mittels der doktrinären Programmschrift «Charta von Athen» (1933), die er massgeblich mitverantwortet hat?

### Öffentlichkeitswirksame Camouflage

Oder war er der Heilige der Moderne, «der wahre Genius der zeitgenössischen Architektur» (Oscar Niemeyer), der Sozialrevolutionär, missverstanden in dem berühmten Satz «Das Haus ist eine Wohnmaschine»? Sein Freund André Malraux meinte: «Besser passt ein anderer Ausspruch zu ihm: «Das Haus sollte das Schatzkästchen des Lebens sein. Eine Maschine zum Glück.» War Corbusier ein verkannter Philanthrop, ein edler Wilder, der am liebsten in seinem *petit cabanon* an der Côte d'Azur hauste und malte, nackt in dem einen Raum seiner Blockhütte in Roquebrune-Cap-Martin?

Roquebrune-Cap-Martin. Was war das für Le Corbusier? Essen! Im einfachen Fischrestaurant von Thomas Rebutato. Und sich entspannen, in einer modernistischen Villa, die Eileen Gray eingerichtet hatte! Das waren die Vorzüge jenes Fischerdorfes, die für Le Corbusier attraktiv waren. Und dort war Le Corbusier nicht das artifizielle Konstrukt seiner eigenen Propagandamaschinerie, sondern Jeanneret, der Genussmensch. Die Erscheinung Le Corbusier war eine bewusst erzeugte, öffentlichkeitswirksame Camouflage! Die Personifizierung seiner ästhetischen Visionen.



Ästhetische Visionen: Entwurfsskizze.

Auf solche Einsichten bringt einen ein neuer Bildband aus dem teils unveröffentlichten Nachlass. Er trägt als Titel eine Behauptung, schlicht und ergreifend, schmucklos und schlank: «Le Corbusier. Le Grand». Und, tatsächlich: Diese wohl finale Bildbiografie über Leben und Werk Le Corbusiers (1887–1965) löst bereits im Umfang der Materialien die Ankündigung des Titels ein. Sie zeigt viel Skurriles wie den Geniestreich, einen Seine-Dampfer zum schwimmenden Obdachlosenasyl umzubauen. Viel wichtiger als das aber: Dieser Band zieht dem blutleeren Genie die Kleider vom Leib. Wortwörtlich.

Reiseskizzen und -notizen, Familien- und Urlaubsbilder, Aquarelle, Wandbilder mit Urweibern in Farben, die er erfindet, und immer wieder Briefe, wöchentlich mindestens einer an seine Mutter: «Meine allerliebste Mama, ein eiliger Gruss. Wie kommst du mit der gggggrrrossen Wäsche zurecht? [...] Ich



Verliebt in seine Ideen: Le Corbusier.



Maschine zum Glück: Nestlé-Pavillon, 1927.



Nacktmaler: an der Côte d'Azur.



«Denke viel an Dich»: Brief an die Mutter, 1939.



*Das menschliche Mass im Auge:* Le Corbusiers «Maison A» in Neuilly-sur-Seine, 1955.



*Immer wieder Briefe:* mit seiner Mutter, 1959.

denke viel an Dich, liebe Mama, vor allem, wenn ich mich zwingen, eine Aufgabe zu erledigen, ohne sie aufzuschieben. Das war Deine Maxime [...].» Die intimen Mitteilungen enthüllen die Kehrseite der Figur, die er der Öffentlichkeit präsentierte. In der Aktmalerei vor allem zeigt sich hinter Le Corbusier, dem Zuchtmeister der Moderne, Jeanneret, der Mensch. Und dieser war ohne Zweifel ein naiver Sozialromantiker, ein Technokrat auch, unpolitisch zwar, doch naiv auch hier – aber auch einer, der ohne seine Freunde verloren war. Jede wichtige Episode in seinem Leben fällt mit einer Freundschaft zusammen. Mit seinem Cousin, Herz und Seele seines Architekturbüros in Paris, Pierre Jeanneret, mit Amédée Ozenfant, Fernand Léger, Jean Badovici ...

Er ist ein Frauengenieser und seine Monogamie hat Grenzen; aber als Erotomane ist er Prophet und Voyeuer in einem, und vor allem



*Erotomane, Prophet und Voyeuer:* Le Corbusier (z. v. l.) mit Josephine Baker (M.), 1929.

kreatives Hirn. Er streift nachts durch Montmartre und Montparnasse, besucht und aquarelliert erotische Bordellszenen. Nach einem Vortrag als Le Corbusier in New York erkundet er als Jeanneret mit einer seiner Freundinnen das nächtliche Manhattan. Er malt tags, was er nachts sieht: «Für mich ist der nackte Mann Architektur. Wenn ich keine Architektur mache, sehe ich alles als Frauen.»

### Liaison mit Nackttänzerin

Und so sieht er Josephine Baker, die Nackttänzerin der Nackttänzerinnen, die schwarze Hohepriesterin des Eros. Wie weit die Liaison der beiden ging, verliert sich im Dunkeln. Verbürgt ist: Jeanneret lernt die Baker 1929 auf dem Schiff von Buenos Aires nach Rio kennen und lieben. Sie singt für ihn, er zeichnet für sie, zeichnet sie nackt und beschliesst: Dieser neue, visionäre Tanz dieser neuen, visionären Frau sei die Vollendung seiner Architektur. Le Corbusiers Villa Savoye bei Paris, so gehen Gerüchte, soll aus dem Geist von Bakers Tanz geboren sein. Was wäre wenn ... Jeanneret und Baker geheiratet hätten?

Gewiss wäre der Architektur keine einzige Bausünde erspart geblieben, die wir heute der Wirkung Le Corbusiers so leicht hin in die Schuhe schieben. Man würde die Planerzunft unterschätzen, wenn die Revolutionäre einer neuen Architektur nicht beschleunigten, was ohnehin in der Luft lag: die tayloristische Funktionstrennung der Städte. Das eigentliche Planungsdesaster begann mit der Nachkriegsmoderne, die die teilzerstörten Städte restlos zerschlug.

Le Corbusier, im Gegenteil, entwickelt unzweifelhaft genial Archetypen der Baugeschichte dank neuer Konstruktionsmethoden weiter: Etagen mit freier Grundrissgestaltung, den Dachgarten, das Langfenster – bis dahin waren Fenster in die Höhe gebaut. Und dass er in der Proportionslehre seines Bauens das menschliche Mass im Auge hatte, bewies er mit der Entwicklung des «Modulors». Sein Denkmalsturz durch die neuen Erkenntnisse aus seinem Nachlass hätte Le Corbusier gefallen. Denn als Architekturprediger und Kunstmissionar, als Medienstar des 20. Jahrhunderts wusste er: ohne Zurschaustellung keinen Skandal, ohne Skandal keine Öffentlichkeit, ohne Öffentlichkeit keine Wirkung.

### Le Corbusier. Le Grand

Phaidon, 2008. 150 Euro.  
www.phaidon.com



# Alles echt

Jörg Zintzmeyer, Grafik-Pionier und Schöpfer der Schweizer Banknoten, ist tot. Ein persönlicher Nachruf auf den eigenwilligen Perfektionisten.

Seinen Namen dürften viele nicht kennen, doch seine Meisterwerke trägt jeder mit sich herum: Jörg Zintzmeyer hat die Schweizer Banknoten geschaffen. Letzte Woche ist er 61-jährig gestorben.

1947 in Zürich geboren, arbeitete Zintzmeyer nach einer Grafikerlehre als Designer in Mailand und London. Zurück in Zürich, gründet er 1976 die Corporate-Identity-Agentur Zintzmeyer & Lux. Unter seiner Regie entstanden Unternehmensidentitäten für die BMW Group, Deutsche Telekom, Schweizerische Post, TUI, Lufthansa, UBS, Implenia und viele mehr. In den letzten Jahren widmete er sich der Beratung von auserwählten markenstrategischen Projekten.

Meine erste Begegnung mit Jörg Zintzmeyer liegt bald 25 Jahre zurück. Ich hatte mich bei Zintzmeyer & Lux beworben und erinnere mich noch gut an die Wegbeschreibung für das erste Gespräch: «Rechts an der Strasse steht ein blaues Haus, davor ein grüner Pylon.» Pylon? Darunter konnte ich mir gar nichts vorstellen und musste das Wort erst im Duden nachschlagen. Aha. Da steht also ein grünes altägyptisches Tor vor einem blauen Haus. Beinahe hätte ich den Termin wieder abgesagt. Etwas enttäuscht war ich allerdings schon, als sich das Tor als gewöhnliche Tür erwies – die grüne Tafel vor dem Haus hatte ich in Erwartung eines pompösen Eingangs übersehen. Mit dieser Tür eröffnete sich mir eine neue Welt. Die Welt von Jörg Zintzmeyer. Dass der sogenannte Pylon eines seiner erfolgreichsten Gestaltungselemente war, sollte ich bald erfahren.

Gesehen habe ich Zintzmeyer während der ersten Monate kaum. Wohl wirbelte er häufig durch die Agentur, meist mit seiner Sekretärin und Designern oder Beratern im Schlepptau, bedachte mich bei unseren Begegnungen im Treppenhaus mit einem kritischen Blick aus völlig von Fingerabdrücken vernebelten Brillengläsern und war auch schon wieder weg. Ihm vorausgeeilt war sein Ruf als Chef, der an allem und jedem etwas auszusetzen habe. Als ich zum ersten Mal mit Dokumenten zur Unterschrift vor seinem Büro stand, klopfte mein Herz heftig. Wieder der Blick aus diesen Brillengläsern. Auf einen Wink legte ich den Stapel Papiere vor ihn hin, dachte aber nicht daran, sein Büro wieder zu verlassen. Schliesslich war mir das Prozedere seiner Unterschrift in



«Je kniffliger die Aufgabe, umso wacher war er»: Designer Zintzmeyer, 1995.

den blühendsten Farben geschildert worden. Tatsächlich: Er drehte das Blatt um exakt 45 Grad und schrieb, nein, malte hochkonzentriert, aber blitzschnell seinen Namen darunter. Fasziniert hatte ich den gebührenden Sozialabstand vergessen und war näher getreten, auf dass sich das Phänomen wiederhole. Ein paar Unterschriften später schaute Zintzmeyer auf, starrte mich an und explodierte – vor Lachen.

## Nickerchen auf dem Teppich

Von da an lachten wir oft zusammen. Ich lernte, dass Arbeit Spass macht, dass man gerne *overnights* schiebt oder tagelang die immer selben Betriebsfahrzeuge immer wieder neu beschriftet, bis sie so aussehen, wie sie aussehen sollen. Jörgs Besessenheit in dieser Hinsicht, nämlich die Perfektion, war wie ein Virus, das die ganze Agentur befallen hatte. Es konnte durchaus vorkommen, dass Jörg nach dem letzten Schliff am Projekt bis zur Präsentation einzig zu einer Stunde Schlaf auf dem Teppich kam – eine Fähigkeit, die er seit seiner Lehrzeit praktizierte. Und immer schaffte er es, frisch und pünktlich, die Kunden eloquent und mitreissend für die scheinbar wildesten Ideen, wie beispielsweise ein rosa T, zu begeistern.

1989 befand sich die ganze Agentur im Ausnahmezustand. Es ging um den Wettbewerb für die neuen Schweizer Banknoten. Ich glaube nicht, dass Jörg in dieser Zeit überhaupt schlief. Denn je kniffliger die Aufgabe, umso wacher war er. Die Banknotenserie sollte über völlig neue Sicherheitsmerkmale verfügen, die bei der Gestaltung berücksichtigt werden mussten. Klar, dass Jörg zusätzliche Sicherheitsaspekte einbaute, für die erst noch Druckmaschinen konstruiert werden mussten. Dar- aus entstand eine kongeniale Zusammenarbeit

von Gestalter und Drucktechnikern. Ihm ging es immer darum, das Ganze zu sehen. Einfach «nur» die Gestaltung zu verantworten, kam für ihn nicht in Frage. Ebenso war ihm vordergründiges oder erklärungsbedürftiges Design ein Gräuel. Wurde er damit konfrontiert, lautete sein Urteil häufig: «Das versteht meine Grossmutter nicht!», oder etwas war ganz einfach «en Seich». Wenn er dann präziserte, was er meinte, einem zur Not auch mit einer Skizze auf die Sprünge half, verstand man selten, weshalb man nicht gleich darauf gekommen war. Jörg wollte immer, dass in der Gestaltung – und nicht nur dort – das Echte, das, was wahr ist, zum Ausdruck kommt. Design als Selbstzweck war für ihn undenkbar.

Wenn ich heute über einer Aufgabe brüte, denke ich: Wie wäre Jörg darangegangen? Und nicht nur ich. Schau ich mich in Zürich um, was sehe ich? Zwanzig, dreissig oder mehr Corporate-Identity-Agenturen, Ateliers, visuelle Gestalter, und alle, alle waren sie bei Jörg. Sind an seiner Art, jede Idee bis ins kleinste Detail zu hinterfragen, Konzepte nochmals von Grund auf umzukrempeln, schier verzweifelt. Und dennoch haben sie seine Auffassung von authentischer Gestaltung, seinen Willen zur Vermittlung von echten Werten, seine Lust an der Perfektion verinnerlicht und tragen sie weiter. Das ist – unter anderen – Jörgs Vermächtnis.

Ich bin sicher, wenn ich im Jenseits ankomme, werde ich Jörg dort sofort finden. Er hat bestimmt das ganze Wegleitungssystem neu gestaltet – wahrscheinlich steht auch ein Pylon vor seiner Sphäre.

Mirjam Kappeler arbeitete von 1985 bis 1991 mit Jörg Zintzmeyer zusammen. Heute ist sie freie Texterin in Zürich.

# Der Klimafreund

Sparlampen und kleine Autos sind gut und recht. Aber wenn wirklich etwas für das Klima getan werden soll, dann muss der Amazonas geschützt werden. Das sagt der schweizerisch-brasilianische Geschäftsmann Ernesto Moeri. *Von Ruedi Leuthold*



«Der Mensch ist zu einem geologischen Faktor geworden»: Baumriesen im Jufari-Forschungsgebiet.

Ernesto Moeri besitzt noch eine Wohnung in seiner Heimatstadt Bern, wo er vor vielen Jahren Geologie studierte. Er hütet auch ein Stück Wald am Amazonas, fast so gross wie der Kanton Obwalden. Aber jetzt sitzt er in seinem Büro im 21. Stock eines Hochhauses in São Paulo, wo er zum Unternehmer geworden ist. Durch die breiten Fenster sieht er die Türme des Geschäftszentrums der Stadt, er sieht den Fluss Pinheiros, von vielspurigen Schnellstrassen umströmt. Hier sagt er den Satz, der ihm so ungeheuerlich vorkommt, dass er ihn lange nicht für wahr halten wollte: «Der Mensch ist zu einem geologischen Faktor geworden. Veränderungen, die sich über Jahrtausende hinziehen, passieren in einem historisch überblickbaren Zeitrahmen. Dass man sich darauf vorbereiten muss, ist etwas ganz Neues.»

Nicht der unaufhörliche Verkehrsstrom unten gibt ihm Anlass zu dieser Feststellung. Es

ist die dunkle Regenwand, die sich über São Paulo aufbaut, die ihn das Schlimmste denken lässt. «Wasser», sagt er, «das über dem Amazonas verdunstet, befeuchtet den Süden Brasiliens. Wenn das Klima kippt, verwüstet das Amazonasgebiet, und im Süden bleibt eine der fruchtbarsten Regionen der Welt ohne Regen.»

Der Amazonas liegt 4000 Kilometer nördlich von São Paulo. Moeris Heimatstadt Bern ist 9600 Kilometer entfernt. Aber die zukünftigen Wetteraussichten bringen den Amazonas und die Schweiz einander viel näher, als es sich die meisten Menschen vorstellen. Das möchte Ernesto Moeri beweisen. Dass sich das Klima menschenbedingt verändert, ist ihm keine Frage mehr. Es kann jetzt nur noch darum gehen, mit allen Mitteln die Klimaerwärmung zu verlangsamen.

Ernesto Moeri ist Präsident von Ecogeo, einer Holding von verschiedenen brasilianischen Unternehmen, die im Bereich der Um-

weltberatung und Umwelttechnologie tätig sind. Seine Leute arbeiten für die Ölindustrie und das Umweltministerium, sie sanieren Böden, machen Schlachtabfälle zu Biodiesel und Haushaltsmüll zu Strom. Sie profitieren von Erfahrungen und Technologien, die in der Schweiz entwickelt wurden, wo das Bewusstsein für einen verantwortlichen Umgang mit der Natur viel weiter entwickelt ist als im verschwenderischen Riesenland Brasilien.

Manchmal ist Ernesto Moeri stolz auf seine alte Heimat. Und manchmal regt er sich darüber auf. Etwa jetzt, wo die Politiker um die Klimapolitik für die nächsten Jahre streiten. Ein Gesetzesentwurf sieht vor, die Emissionen bis zum Jahr 2020 um zwanzig Prozent zu senken, fünfzehn Prozent davon zwingend im Inland.

«Als ob es», spottet er, «in fast religiösem Sinn darum ginge, sich selber zu kasteien,



Busse zu tun für das eigene Dasein als umweltsündiges Volk.» Grade so, wie der Handel mit CO<sub>2</sub>-Zertifikaten als billiger Ablass verdammt werde – lieber Sparlampen brauchen, als sich eine Lizenz zum Klimakillen einzuhandeln.

Manchmal würde sich Ernesto Moeri wünschen, dass man in der kleinen Schweiz nicht aufhört, in globalen Zusammenhängen zu denken. «Jede Anstrengung ist willkommen», meint er, «aber wenn man mehr tun will, als das eigene Gewissen zu beruhigen, gibt es Wirkungsvolleres.» Dann verkündet er die Botschaft, die ihn schon fast zum Prediger macht. «Man soll das Gute dort tun, wo es am meisten hilft. Das effizienteste und kurzfristig billigste Mittel ist der Schutz der Regenwälder. Ihr Abbrennen verursacht jährlich gegen zwanzig Prozent aller CO<sub>2</sub>-Emissionen, gleich viel wie der weltweite Transport, alle Autofahrten, Flüge, der ganze Schiffsverkehr eingerechnet.» CO<sub>2</sub>-Emissionen sind eine der Hauptquellen der schädlichen Treibhausgase, welche weltweit die Temperaturen anheizen.» Fern der Schweiz, die er vor über dreissig Jahren verlassen hat, erinnert sich Ernesto Moeri seiner 68er Wurzeln. Der Kraft der Aufklärung. Der Freude an visionären Entwürfen.

Tief im Amazonasgebiet, drei Tagesreisen mit dem Schiff von Manaus entfernt, am Jufarifluss, soll ein Forschungszentrum entstehen, das die klimatischen Dienstleistungen des Regenwaldes messen und in Franken und Rappen umrechnen soll. Und dann soll die Welt dafür bezahlen, dass der Amazonas, grösster zusammenhängender Regenwald der Welt, nicht weiterhin abgeholzt wird. Nicht aus Erbarmen. Sondern als einzige realistische Möglichkeit, den CO<sub>2</sub>-Anteil in der Atmosphäre so zu reduzieren, dass folgende Generationen nicht dramatisch unter den Folgen der Erderwärmung zu leiden haben.

### Geld statt Religion

Ernst Moeri gehörte zu den 68ern, die sich, um die Welt zu verbessern, den Marsch durch die Institutionen auferlegten. Der brachte ihm immerhin den Rang eines Leutnants der Schweizer Armee ein. Als Geologe wollte er dann nichts wie weg von zu Hause – hier gab es wenig zu explorieren. Moeri arbeitete in Grönland und Bolivien, und als die Welt Angst bekam, die Rohstoffe würden zur Neige gehen, suchte er in Brasilien nach Gold und anderen Erzen. Er nahm die brasilianische Staatsbürgerschaft an, übernahm die Firma seiner deutschen Auftraggeber, baute sie zu einer führenden Adresse im Umweltbereich aus, die ihr Geld heute damit verdient, dass sie in den Böden Altlasten erkundet und saniert.

Irgendwann liess sich Moeri von den Daten der Wissenschaft überzeugen, dass in den letzten hundert Jahren grössere Veränderungen stattfanden als zuvor in Tausenden von Jahren

und dass der Grund bei den von den Menschen verursachten Emissionen liegt.

«Wenn man jetzt», doziert er, «die CO<sub>2</sub>-Konzentration in der Atmosphäre stabilisieren und damit den schlimmsten Folgen des Klimawandels vorbeugen will, gibt es nichts anderes, als die Regenwälder zu schützen.»

Eine Hektare bewaldetes Land am Amazonas kostet zwischen 30 und 70 Franken, gerodet zwischen 150 und 700 Franken. Wo er dicht wächst, bunkert der Regenwald pro Hektare 250 bis 300 Tonnen Kohlenstoff, die bei der Verbrennung als Kohlenstoffdioxid die Luft verschmutzen. Zerstört wird der Wald zum grössten Teil von Holzfällern und kleinen Viehzüchtern, die sich damit das Überleben sichern. Ihnen muss man eine wirtschaftliche Alternative anbieten. Das ist möglich, wenn man der Welt die eingesparten Emissionen des



*Visionäre Entwürfe:* Umweltschützer Moeri.

stehenden Regenwaldes in Rechnung stellt. «Schliesslich», redet sich Moeri in Eifer, «kommt auch der Nutzen dem globalen Klima zugute – die lokale Bevölkerung hat wenig davon, wenn sie den Wald stehenlässt.»

Aber wie viel Kohlenstoff entzieht der stehende Wald der Luft? Wie viel davon bunkert er nicht nur in der Vegetation, sondern auch im Wurzelwerk? Wie viel davon könnte man im Handel mit Emissionsrechten letztlich in Rechnung stellen? Ein Forschungsprojekt am Amazonas soll verlässliche Daten erbringen zur Bedeutung des Regenwaldes als Kohlenstoffspeicher. Wissenschaftler aus der Schweiz und Brasilien werden die Grundlagen erarbeiten für seine monetäre Bewertung.

Das Land am Jufari, einem Nebenfluss des Rio Negro, 300 Kilometer nordöstlich von Manaus, wurde zuerst vom schweizerisch-brasilianischen Geschäftsmann Walo Leuzinger ge-

kauft, um es vor der Zerstörung zu bewahren. Moeri verwaltet es jetzt mit seinem von ihm gegründeten Institut Ekos. Es sind 40 000 Hektaren, die nach bisherigen Schätzungen in Zukunft für «vermeidene Entwaldung» mindestens fünf Dollar pro Hektare einbringen werden. Das Fernziel ist, das Gebiet unter Naturschutz zu stellen und – als Pilotprojekt für Amazonien – der Bevölkerung nachhaltige Überlebenschancen anzubieten. «Die ist nicht nur eine Ursache für die drohende Klimaerwärmung», sagt Moeri, «sondern auch ihr Opfer, wenn das Klima kippt.»

Es regnet jetzt in São Paulo. Ist es nicht verständlich, Ernesto Moeri, dass die Schweiz zuerst vor der eigenen Haustüre wischt und zu Hause in den Klimaschutz investiert?

«Ja, und es ist auch für jedes andere Land schwierig zu verstehen, dass es sich bei der Kli-

### Das Jufari-Projekt

Laut Kiyoto-Protokoll erlaubt es der Mechanismus für umweltgerechte Entwicklung einem Industrieland, Massnahmen zur CO<sub>2</sub>-Reduktion in Entwicklungsländern durchzuführen und die gesparten Emissionen dem eigenen Emissionsbudget anzurechnen. Solche Projekte müssen eine «zusätzliche Emissionsvermeidung» nachweisen – der blosser Schutz des Regenwaldes reicht nicht. Erst wenn der Wald gerodet ist, kann der Mechanismus für Aufforstprojekte zum Tragen kommen. Das Jufari-Projekt ([www.jufari.org.br](http://www.jufari.org.br)), unterstützt von der schweizerischen Avina-Stiftung, will mit Labor- und Felddaten die Bedeutung des Waldes als Kohlenstoffspeicher messen und die Grundlage schaffen, dass auch «vermeidene Entwaldung» in den Handel mit «carbon credits» einbezogen werden kann.

maerwärmung um ein globales Phänomen handelt, das man nur zu Hause eben nicht lösen kann.» Dem Klima ist es egal, wo das CO<sub>2</sub> eingespart wird.

Müssten aber nicht Schwellenländer wie Brasilien aus eigenem Antrieb mehr tun für ein besseres Klima? «Die Industrieländer sind für den grössten Teil der historischen Zunahme der Treibstoffgase verantwortlich. Die Schwellenländer fühlen sich rasch in der eigenen Entwicklung behindert, wenn es um strengere Klimaziele geht.»

Verletzt es nicht den Idealismus des Alt-68ers, dieses Problem mit Geld zu lösen?

«Wir haben damals gegen die Konsumgesellschaft gewettert. Die gegenwärtige Krise könnte wieder eine Gelegenheit sein, um über Verzicht nachzudenken. Aber solange es keine neue Religion gibt, die uns dazu anhält, ist das Geld wohl die wirkungsvollste Methode.» ○

# «Ich bin schuldig»

Er ist Russe, Milliardär und ehemaliger UBS-Kunde. Mittlerweile hat Igor Olenicoff gestanden, mit Hilfe des Beraters Bradley Birkenfeld 200 Millionen Dollar am amerikanischen Fiskus vorbeigeschleust zu haben. Hier spricht Olenicoff erstmals über die dramatischen Ereignisse. *Von Peter Hossli und Charly Kurz (Bild)*

Zwei oxidierte Kupfertore trennen die von Palmen gesäumte Quartierstrasse von der mediterran anmutenden Villa an der Ostküste Floridas. Ratternd öffnet sich die rechte der grünlichen Pforten. Galant winkt Igor Olenicoff den Mietwagen der Reporter auf den Vorplatz des Hauses in Lighthouse Point. Vom Strandstädtchen zwischen Fort Lauderdale und West Palm Beach fahren Millionäre ihre Motorjachten aus.

Olenicoff, 67, ist längst kein Millionär mehr. Auf 1,7 Milliarden Dollar schätzt *Forbes* das Vermögen des Immobiliencycoons, der rund 11 000 Mietwohnungen in Kalifornien, Florida und Nevada besitzt. «Ich habe viel mehr Geld», sagt Olenicoff. Wie viel? Das sagt er nicht.

Er ist *client number one* im Steuerstreit zwischen der UBS und den USA. Ex-UBS-Banker Bradley Birkenfeld hatte ihn 2001 von der Barclays Bank zur UBS gebracht. Mit illegalen Tricks half der Banker dem Kunden, 200 Millionen Dollar am US-Fiskus vorbeizuschleusen. Olenicoff gestand, seine Steuererklärung gefälscht zu haben, und zahlte deswegen 52 Millionen Dollar. Nun hat er die UBS verklagt und will 500 Millionen Dollar Schadenersatz.

Mattblaue Augen leuchten aus dem verschmitzten Gesicht. Die obersten zwei Knöpfe des kleinkarierten Hemds sind offen. Nahezu akzentfrei ist das Englisch des im Alter von fünfzehn Jahren in die USA eingewanderten Russen. Er trinkt Kaffee. Die Wände der Villa sind geschmückt mit Ölgemälden. «Bilder, die es nicht auf meine Jacht oder in das Haus in Kalifornien geschafft haben», sagt der Kunstsammler.

**Mister Olenicoff, Sie wohnen in Kalifornien. Kamen Sie im Privatjet nach Florida?**

Nein, ich nahm den Nachtflug von Jet Blue [eine Billig-Airline]. Reisen mit Privatflugzeugen werden masslos überschätzt.

**Immerhin haben Sie dabei Ihre Ruhe.**

Alles in meinem Leben ist eine Frage der Zeit und der Bequemlichkeit. Reise ich mit dem Privatjet, muss ich mich um den Piloten kümmern, das Kerosin, die Start- und Landeerlaubnis, das Parkfeld. Für mich ist es einfacher, mit der Handtasche eine Linienmaschine zu besteigen, die Augenbinde überzustreifen und nach ein paar Stunden Schlaf in Fort Lauderdale zu landen.

**Ist solche Bescheidenheit der Grund für Ihren Erfolg?**

Nein, es ist mein Erfolgshunger, das Feuer in meinem Bauch.

**Neben Donald Trump sind Sie der bekannteste US-Immobilientycoon. Mögen Sie Trump?**

Wir sind verschiedene Typen. Ich bewundere ihn für das, was er erreicht hat. Trump ist wie Phönix. Er baut, baut, baut, dann verglüht er, und dann baut er wieder. Ich baue und kaufe, aber ich verkaufe nie. Trump mag das Rampenlicht. Er nutzt es geschickt.

**Sie hingegen scheuen die Öffentlichkeit. Haben Sie etwas zu verstecken?**

Je weniger Leute mich kennen, desto glücklicher bin ich. Ich bin stolz auf das, was ich erreicht habe. Aber mein Vater hat mir früh beigebracht, dass man öffentliche Anerkennung und Ruhm nicht zur Bank tragen kann.

**Ihre Geschäfte mit der Schweizer Grossbank UBS haben Sie berühmt gemacht. Sie sind ein geständiger Steuerbetrüger und brachten den Schweizer Finanzplatz ins Wanken. Wie leben Sie damit?**

Erstens: Ich muss damit leben. Zweitens: Ich lebe damit nicht allzu schlecht. Die Medien lieben es, jemanden, der erfolgreich ist, runterzudrücken. Ihre Leser lesen es gerne. Als die UBS-Sache bekannt wurde, hiess es schadenfreudig: «Igor Olenicoff ist ein Steuerbetrüger.» Das hat wehgetan, aber ich akzeptiere es. Ich habe gestanden, die

---

**«Wenn es ein Opfer gibt, abgesehen von mir, ist es das Schweizervolk.»**

---

Steuererklärung falsch und missbräuchlich ausgefüllt zu haben.

**Vollständig akzeptiert haben Sie es nicht. Sie führen eine Vendetta und haben die UBS verklagt. Was wollen Sie damit erreichen?**

Ich kämpfe um meinen Ruf und für meine Rehabilitation. Wenn die Medien schreiben: «Igor versteckte sein Geld, damit er keine Steuern zahlen musste», ist das weit entfernt von der Wahrheit. Ich will das richtigstellen. Die UBS wird oft als Opfer dargestellt. Wenn es ein Opfer gibt, abgesehen von mir, ist es das Schweizervolk.

**Sie wurden im Jahr 2001 Kunde der UBS. Warum wechselten Sie überhaupt die Bank?**

Ich war sehr zufrieden, dass ich einen bescheidenen Teil meines Vermögens auf den Bahamas und in London verwalten lassen konnte.

**Von Smith Barney und Barclays Bank?**

Richtig. Aus dem Nichts erhielt ich einen Anruf von einem gewissen Bradley Birkenfeld. Ich hatte keine Ahnung, wer er war. Er sagte: «Hallo, mein Name ist Bradley Birkenfeld, ich bin Vizepräsident bei Barclays Bank.» Er wollte mich in Kalifornien besuchen. «Es geht um etwas, das sehr wichtig ist für die Sicherheit Ihrer Investitionen bei Barclays.» Ich bat ihn, es mir am Telefon zu sagen. «Ich muss es persönlich mitteilen», sagt er. Wir vereinbarten ein Treffen in Newport Beach.

**Welchen Eindruck hatten Sie von ihm?**

Er war salonfähig, gross, gutaussehend, gebildet, konnte gut reden.

**Das allein reichte, ihm zu trauen?**

Er sagte, Schreckliches würde mit meinem Geld bei Barclays passieren, die Bank ziehe sich aus der Karibik zurück, das Geld ende bei kleinen, unstablen Bananenrepublik-Banken.

**Barclays schloss damals mit den USA ein Qualified Intermediary Agreement (QI) ab und wollte damit amerikanische Kunden mit dubiosem Ruf loswerden. Einer davon waren Sie.**

Das ist komplett falsch. Barclays wollte mich unbedingt halten. Noch heute bin ich mit Barclays-Bankern befreundet. Sie fragen mich, ob ich wieder mit ihnen ins Geschäft kommen möchte. Sie waren verärgert, dass Birkenfeld mich kontaktiert hatte. Er versties klar gegen interne Bankregelungen.

**Fest steht, dass Barclays 2001 Ihre Millionen nicht mehr wollte. Warum wählten Sie ausgerechnet die UBS als Ihre Bank?**

Birkenfeld sagte, ich solle mein Geld zur UBS transferieren. Er pries die Bank als «grösste und stabilste Bank» der Welt. Geld, das in der Schweiz liege, habe nicht den zweifelhaften Ruf der Bahamas. Dem stimmte ich zu. Allzu viel transferierte ich anfänglich nicht. Es waren 70 Millionen Dollar.

**Sie wollten den anrühigen Ruf der Karibik loswerden und Ihr Geld in die angesehene Schweiz transferieren?**

Heute wünschte ich, ich wäre in der Karibik geblieben. Aber damals war die Meinung weit verbreitet, wer Konten auf den Bahamas, den Cayman Islands oder den Virgin Islands habe, wasche Geld.



«*Ich hatte nichts zu waschen*»: Immobilienhändler Olenicoff, 67, vor seiner Villa in Florida.

Das hat sich nicht geändert. Haben Sie Geld gewaschen?

Absolut nicht. Ich hatte nichts zu waschen. Das Geld, das ich auf der Bank hatte, war redlich verdient und versteuert. Kein Cent war auf illegale Weise erworben.

**Gleichwohl schoben Sie Millionen hin und her und suchten die gute Reputation einer Schweizer Bank.**

Das war mein grösster Fehler. Es ist mittlerweile bewiesen, dass die Leute bei der UBS nicht glaubwürdig waren und illegal handelten. Die alte Garde der Bank ist ja vollständig weg. Keiner, mit dem ich zu tun hatte, ist noch dort. Sie sind entweder wegen Betrugs zu Haftstrafen verurteilt oder haben einen goldenen Fallschirm erhalten.

**Sie trafen Birkenfeld ein Mal. Er rät Ihnen, Geld auf eine Bank zu transferieren, für die er nicht einmal arbeitet. Es ist kaum**

**zu glauben, dass Sie nur deswegen die Bank wechselten.**

Zwei Dinge überzeugten mich. Er gab mir Informationen über meine Bank, bevor die Bank selber es tat. Obwohl er nicht bei der UBS arbeitete, pries er die UBS als bessere

---

**«Das Geld, das ich auf der Bank hatte, war redlich verdient und versteuert.»**

---

Bank. Er schien uneigennützig und arrangierte für mich und meinen Sohn ein Treffen mit der UBS in Genf.

**War Birkenfeld bei diesem Treffen selbst auch dabei?**

Ja, aber es war nie die Rede davon, dass er bei der UBS anheuern würde.

**Es muss Ihnen doch komisch vorgekommen sein, als neuer Kunde beim ersten Treffen**

**mit der UBS einem Barclays-Banker zu begegnen.**

Im Nachhinein, ja. Aber Birkenfeld stellte sich als jemanden dar, der sich um mich kümmert. Er war sehr freundlich. Die UBS-Leute waren ebenfalls sehr zugänglich und zeigten mir zwei ihrer Geschäftsstellen. Sie bewirteten mich üppig mit Mittag- und Abendessen und wiesen mir ein sehr schönes Hotel zu.

**Wer zahlte?**

Sie zahlten fürs Essen, ich zahlte fürs Hotel.

**Was hatte die UBS Ihnen offeriert, das Sie überzeugte?**

Es war weniger die UBS, sondern die Tatsache, dass die Schweiz einen hervorragenden Ruf für ihr Bankwesen hatte – und für ihre Aufrichtigkeit. Schweizer sind aussergewöhnliche Weltbürger. Die UBS stand exemplarisch für die Schweiz, die Schweiz exemplarisch für die UBS.

## Banken

# Der Fall Birkenfeld

**Wie ein Kundenberater in den USA die Grossbank UBS in grosse Schwierigkeiten brachte. Von Peter Hossli**

Der Amerikaner Bradley Birkenfeld stiess 2001 von der Barclays Bank zur UBS in Genf. Er brachte den Immobilienhändler Igor Olenicoff als Kunden mit. Birkenfeld verwaltete rund 200 Millionen Dollar des Milliardärs. Dabei missachtete er das Qualified-Intermediary-Abkommen (QI) zwischen der UBS und der US-Steuerbehörde IRS. Es regelt Steuerprozedere von US-Kunden mit Konten im Ausland. Statt Olenicoffs Millionen ordentlich zu deklarieren, versteckte sie Birkenfeld illegal in anonymen Finanzgesellschaften.

Im Juni 2008 bekannte sich Birkenfeld in Florida des Betrugs schuldig. Er hatte amerikanischen UBS-Kunden – primär Olenicoff – beim Steuerbetrug geholfen. Birkenfeld verletzte dabei nicht nur das QI. Öfter reiste er von der Schweiz in die USA und beriet ohne Lizenz US-Kunden. Ihm drohen fünf Jahre Zuchthaus. Da er mit den Behörden kooperiert, wurde die Festsetzung des Strafmasses mehrfach verschoben, zuletzt auf den 21. August dieses Jahres.

Birkenfeld löste zwei strafrechtliche Untersuchungen gegen die UBS aus. Das US-Justizdepartement prüfte, ob die Bank zwischen 2000 und 2007 amerikanischen Kunden half, im grenzüberschreitenden Geschäft Gelder am Fiskus vorbeizuschleusen. Die Börsenaufsichtskommission wollte wissen, ob UBS-Kundenberater von der

Schweiz aus ohne Lizenz US-Kunden Anlagentipps gaben. Um die drohende Strafanzeige zu verhindern, unterzeichnete die UBS ein «Deferred Prosecution Agreement». Die Bank gibt zu, Kunden beim Steuerbetrug behilflich gewesen zu sein, das QI missachtet und damit die USA betrogen zu haben. Ihre Mitarbeiter hat-

ten ohne Erlaubnis in den USA Kunden beraten, gesteht die UBS. In der Folge übergab die Bank den US-Behörden rund 250 Kundendaten und zahlte 780 Millionen Dollar. Zusätzlich zog sie sich aus dem grenzüberschreitenden USA-Geschäft zurück.

Nicht mehr bei der UBS arbeitet Martin Liechti, einst Vorgesetzter von Bradley Birkenfeld. Die Bank verlassen hat auch Verwaltungsratspräsident Peter Kurer. In seiner vorherigen Rolle als General Counsel war er mitunter zuständig für das QI. Die UBS trennte sich überdies von Raoul Weil, gegen den in den USA eine Strafklage hängig ist.



**«Er war ein hervorragender Schauspieler»:** Birkenfeld mit seinem Kunden Olenicoff.

**Sie weichen der Frage aus. Hat die UBS mit Ihnen über Steuerkonditionen gesprochen?**

Überhaupt nicht. Nie. Null. Über Steuern haben wir nicht gesprochen. Das QJ wurde nicht mal erwähnt, obwohl es bereits unterzeichnet war. Ich hatte keine Ahnung davon. Die UBS hätte in der ersten Sitzung sagen müssen, ich müsse die Einkommen aus den Anlagen melden.

**Dann hätten Sie Ihr Geld nicht transferiert?**

Es hätte sich nichts verändert, ich hätte mein Geld gleichwohl zur UBS gebracht. Sie verkaufte ihre Dienstleistungen nicht mit Steuervorteilen, sondern mit Sicherheit, Glaubwürdigkeit und Rendite.

**Ihre Version ist schwer zu glauben. Sie hatten seit Jahren Probleme mit der Steuerbehörde IRS.**

Das stimmt so nicht.

**Die IRS nahm Sie in den neunziger Jahren oft ins Visier. Oft mussten Sie enorme Summen nachzahlen. Regelmässig berichtet die Lokalpresse in Kalifornien darüber. Forbes nennt Sie den «Milliardär mit den leeren Taschen».**

Wenn Sie genau lesen, war die IRS nur an meiner Firma Olen interessiert, nicht an Igor Olenicoff. Die Steuerbehörde hat mich in den fünfzig Jahren, in denen ich mittlerweile in den USA lebe, nie überprüft. Olen, meine Firma, wurde überprüft, weil ein Buchhalter, der entlassen wurde, uns angeschwärzt hatte.

**Sie bekannten sich des Steuerbetrugs schuldig und zahlten 52 Millionen Dollar Strafsteuern. Eine Menge Geld für eine reine Weste.**

Leider – oder glücklicherweise – liefere ich solche Beträge regelmässig ans Finanzamt ab. Bevor ich mit Birkenfeld in Kontakt kam, gab es nie Probleme. Ich wurde zum Köder der IRS, mit dem Ziel, die UBS zu überführen. Sie hatte die UBS im Visier, weil sie das QJ systematisch umging.

**Jahrelang stritten UBS-Manager ab, davon gewusst zu haben.**

Ich traf sie alle.

Igor Olenicoff erzählt en détail, welche UBS-Mitarbeiter er wo getroffen hatte. Um keine Persönlichkeitsverletzung zu begehen, nennt die *Weltwoche* keine Namen. Aktenkundig ist, dass Olenicoff in Florida im Rahmen der Art Basel Miami Beach verschiedene UBS-Banker getroffen hatte. Konkrete Namen sind in den Gerichtsakten nicht aufgeführt.

**Sie dienten Birkenfeld dazu, bei der UBS einen Job zu landen. Wann haben Sie das realisiert?**

Ein paar Monate nach dem ersten Treffen in Genf rief er an und sagte: «Igor, ich bin

jetzt bei der UBS, ich komme zu dir und besuche dich.» Wir trafen uns in Miami. Nachher kam er hierher in mein Haus.

**Wie oft war er hier?**

Öfter. Er brachte mir ständig Geschenke, Schweizer Schokolade, eine Kuhglocke, wir assen in meinem Haus. Zweimal reisten wir mit ein paar Freunden mit meiner Jacht nach Zentralamerika und besuchten Maya-Ruinen.

**Wie nahe standen Sie ihm?**

Wir waren uns sehr nahe, wirklich gute Freunde. Er lud mich und meinen Sohn zu seinem vierzigsten Geburtstag auf den Philippinen ein. Er hatte damals eine ganze Insel gemietet.

**Gingen Sie hin?**

Nein. Ich hatte keine Zeit. Rückblickend hätte ich gehen und mein Geld geniessen sollen. Er lud mich, meine Tochter und meinen Sohn auch in sein Chalet nach Zermatt zum Skifahren ein. Ich hatte keine Zeit, aber meine Nichte und mein Sohn gingen.

**Birkenfeld ist über zwanzig Jahre jünger als Sie. Wie war da eine enge Freundschaft möglich?**

Er war ein hervorragender Schauspieler. Er sah gut aus, roch gut, sprach gut. Er konnte über Chinas Wirtschaft ebenso eloquent wie über mein Geschäft sprechen. Er wusste viel, war immer tadellos angezogen. Das Geld seiner Kunden gab er zügellos aus. Mit meinem Geld kaufte er sich einen schönen BMW M5. Damit fuhr er mich von Genf nach Liechtenstein.

---

**«Ich habe oft gefragt: «Wie viel Geld habt ihr mit meinem Geld verdient?»»**

---

**Mittlerweile hat Birkenfeld den Betrug gestanden. Er wartet in der Wohnung seines Bruders auf die Festsetzung der Strafe.**

**Haben Sie noch Kontakt zu ihm?**

Als wir ihm meine Klage überreichten, empfing er den Zusteller mit einer geladenen Pistole. Er trug einen Vollbart, war nur mit einer Unterhose bekleidet, war übergewichtig. Der Zusteller liess die Klage fallen und eilte davon. Birkenfeld rannte hinterher. Der Zusteller flüchtete über die Feuerleiter.

**Hat Birkenfeld Sie denn gut beraten?**

Er wusste genau, wie viele Wertschriften ich bei Smith Barney in London hatte. Er bat mich nach Genf und sagte, ich solle diese Anlagen doch ebenfalls zur UBS bringen. Er würde sie besser anlegen.

**Dann hat er Ihnen eine gute Rendite erwirtschaftet?**

Ich habe oft gefragt: «Wie viel Geld habt ihr mit meinem Geld verdient?» Eine Antwort kriegte ich nie. Mittlerweile ist bewiesen, dass Birkenfeld mit meinem Geld betrüge-

Publireportage

## Neue Spezies entdeckt!

Die Entdeckung des Jahres: Samsung LED-TV mit bis zu 40 % weniger Energieverbrauch, hervorragender Bildqualität und absolut schlankem Design.



Wachablöse am TV-Markt. LED heisst das Gebot der Stunde und wieder einmal ist Samsung als Erster zur Stelle, wenn es gilt eine neue Fernsehwelt zu erschliessen.

40 Prozent weniger Energieverbrauch gegenüber vergleichbaren LCD-TV's sorgen dafür, dass die Entdeckungsreise in die schöne neue Fernsehwelt mit einem guten Gewissen beginnt. Dabei ist es aber nur der Stromverbrauch, bei dem gespart wurde.

Schon ein Blick auf diese neue Art von Fernseher macht klar, hier ist alles sehenswert. Zum einen das hochwertige, ultra schlanke Crystal TV Design mit lediglich 2,9 cm Tiefe. Zum anderen der sensationelle Kontrast und die grosse Farbtiefe. Auch in punkto Bildschärfe und Schwarzwert lassen LED-TV's andere Fernseher blass aussehen und heben Heimkino auf ein neues Niveau.

ledtv.samsung.ch

**SAMSUNG**

risch umging. Er hatte mich wie eine Kuh gemolken und sich selbst bereichert. Da ich kein Geld wusch und nichts verstecken wollte, verlangte ich Abrechnungen. Die UBS schickte mir keine Abrechnungen mit der Begründung, «es ist Teil der Geschäftspraxis, aber wir bringen Ihnen die Abrechnungen vorbei».

**Sie kriegten keine Statements, weil die UBS Sie von der Schweiz aus nicht hätte bedienen dürfen. Es ist schwer zu glauben, dass Sie keine Ahnung hatten, was mit Ihrem Geld passiert.**

Birkenfeld und andere UBS-Mitarbeiter trafen mich in Restaurants, zückten Papierservietten und schrieben ein paar Zahlen drauf. «So viel haben Sie verdient, das ist die Höhe Ihres Portfolios, das ist Ihre Abrechnung.» Bevor ich versuchen konnte, ein Papier zu ergattern, zerrissen sie es vor meinen Augen und steckten die Schnipsel in ihre Taschen.

**Wussten Sie, ob Birkenfeld andere amerikanische Kunden betreute?**

An der Art Basel in Miami Beach stellte er mich einem seiner US-Kunden vor.

**Wann lieferten Sie Birkenfeld und damit die UBS in die Hände der Behörden?**

Nie. Das schreiben zwar alle. Aber ich habe nicht mit den US-Behörden kooperiert.

**Sie tauschten mit Birkenfeld Faxe und E-Mails aus, die das FBI abfing. Die illegale Kommunikation überführte Sie.**

Das ist falsch. Niemand hat unsere Kommunikation abgefangen. Ich habe mit dem FBI erst Monate nach meinem Schuldspruch gesprochen, und das nur während ein paar Stunden. Birkenfeld ging bereits 2004 zu einer Anwaltskanzlei in Washington, die sich auf Steuerbetrug spezialisiert hatte. Er erzählte, was bei der UBS ablief. Sie haben ihm geraten, die Bank sofort zu verlassen und mein Geld zu einer anderen Bank zu transferieren. Hat die UBS mir das erzählt? Natürlich nicht. Erzählte mir Birkenfeld das? Nein. Wir trafen uns weiterhin, er kam auf meine Jacht, wir gingen auf Reisen und assen regelmässig zusammen.

---

**«Ich möchte in keiner Weise der Tatsache widersprechen, dass ich das Gesetz gebrochen habe.»**

---

**Wenn nicht von Ihnen, woher hatten die US-Behörden die Informationen?**

Von Bradley Birkenfeld. Er plappert ja noch immer wie ein Papagei. Deshalb ist seine Strafe noch nicht festgesetzt. Birkenfeld dachte, wenn er mich und andere Kunden sowie die UBS bei den Behörden anschwärzt, kriegt er eine mildere Strafe. Das ist nach wie vor möglich, obwohl ich es nicht hoffe.

**Sie sind jetzt ein geständiger Betrüger und haben die UBS auf 500 Millionen Dollar Schadenersatz verklagt. Gefällt Ihnen die Opferrolle?**

Ich möchte in keiner Weise der Tatsache widersprechen, dass ich das Gesetz gebrochen habe. Ich bin schuldig. Ich habe meine Steuererklärung nicht ordentlich ausgefüllt.

**Dafür fordern Sie 500 Millionen Dollar?**

Alles Geld, das ich von der UBS in dieser Klage erhalte, verwende ich – nach Abzug der Anwaltskosten – für gemeinnützige Zwecke. Wenn man aber in Betracht zieht, wie viel ich in den letzten zehn Jahren erwirtschaftet habe, übertrifft dies 500 Millionen Dollar bei weitem. Das gelang mir dank gutem Ruf. Mein Handschlag reichte, Kredite zu kriegen. Die UBS hat meiner Glaubwürdigkeit und der Möglichkeit, Geld auszuleihen, schwer geschadet. Meine Familie wird von nun an stets erklären müssen, warum ich ein Verbrecher bin.

**Gibt es Umstände, unter denen Sie mit der UBS einen Vergleich schliessen?**

Natürlich, ich bin ein pragmatischer Geschäftsmann. Rechtsfälle müssen durch Vergleiche gelöst werden. Rechtsstreitigkeiten löst man am besten aussergerichtlich.

**Wie viel müsste Ihnen die UBS zahlen?**

Darüber habe ich noch nicht nachgedacht. Es hängt davon ab, ob die Angeschuldigten bereit sind, mit mir einen Vergleich zu schliessen. Erst dann können wir Verhandlungen aufnehmen.

**Wie oft waren Sie in der Schweiz?**

Sechs- oder siebenmal, erstmals vor dreissig Jahren. Als junger Mann reiste ich im VW-Bus durch Europa. Die Schweiz mochte ich, weil sie sauber und ehrlich ist und weil die Leute genau arbeiten. Ich hatte das Gefühl, man könne die Brieftasche verlieren, man kriege sie zurück, und jeder Cent ist noch drin.

**Eine Stütze der Schweiz ist das Bankgeheimnis. Was halten Sie von diesem Gesetz?**

Es ist ein nobler Gedanke und ein nobles Gesetz. Ich mag meine Privatsphäre. Allerdings ist der juristische Unterschied zwischen Steuerbetrug und Steuerhinterziehung etwas komisch.

**Verstehen Sie ihn denn?**

Ich lache darüber. Wer Steuerhinterziehung gutheisst, heisst Betrug gut. Bevor es das QJ gab, hatte der Unterschied eine Berechtigung. Ein Amerikaner konnte selber entscheiden, ob er seine Anlagen deklariert. Nachher war es seine Pflicht und die Pflicht der Bank, amerikanische Gesetze einzuhalten. Das tat die UBS nicht.

**Es passierte mit Ihrem Mitwissen. Wie oft hat die UBS gesagt: «Igor, es gibt Wege, das QJ zu umgehen»?**

Nie. Ich hätte nicht mitgemacht. Ich hatte bei der UBS 200 Millionen Dollar in flüs-

sigen Anlagen und hoffte, eine Rendite von vier Prozent zu erzielen. Das sind 8 Millionen Dollar. Davon hätte die US-Regierung 2 Millionen Dollar gekriegt. Ich hätte ihr auch 50 Millionen gegeben. Für mich ist das kein grosser Unterschied. Ich wollte, dass alles legal ist.

**Was bedeutet Ihnen Geld?**

Es ist ein Massstab für Erfolg. Eine Reihe

---

**«Es gibt für mich keinerlei Gründe, mit einer Schweizer Bank ins Geschäft zu kommen.»**

---

von Werten ist mir wichtig. Zuoberst stehen das Wohlbefinden und die Gesundheit meiner Familie. Dann mein Wohlbefinden, schliesslich das der Firma. Zuletzt kommen meine Errungenschaften, die ich mit Geld messen kann.

**Wofür geben Sie Ihr Geld aus?**

Ich gebe es nicht aus.

**Sie besitzen Jachten und Flugzeuge.**

Mein Jet stammt aus dem Jahr 1984, ich brauche ihn kaum. Ich besitze ihn seit sieben Jahren und bin in dieser Zeit damit lediglich 300 Stunden geflogen. Seit ich ein kleiner Junge bin, besitze ich Schiffe. Mein erstes war ein Ruderboot am Kaspischen Meer. Ich habe auf Schiffen gearbeitet, auf ihnen Geld verdient. Schiffe sind ein schönes Hobby von mir.

**Was passiert sonst mit Ihrem Geld?**

Ich lege es auf die Bank. Und ich investiere es. Seit ich meinen Sohn verloren habe, gebe ich sehr viel in die Wohltätigkeit. Ich fliege Waisenkinder für Operationen in die USA. In Bangladesch baue ich gerade eine Schule für blinde Kinder.

**Was denken Sie heute über die UBS?**

Ich bin wütend auf die Manager. Sie hatten ein Geschäftsgebaren entwickelt und umgesetzt, das nicht angemessen war. Insofern ist die gesamte Bank verantwortlich.

**Wo liegt Ihr Geld jetzt?**

Bei der U.S. Bank. Damit fühle ich mich sehr wohl. Es ist ein anständiges Institut.

**Werden Sie wieder einmal zu einer Schweizer Bank gehen?**

Ziemlich sicher nicht. Es gibt für mich keinerlei Gründe, mit einer Schweizer Bank ins Geschäft zu kommen.

Die *Weltwoche* konfrontierte die UBS mit den Vorwürfen von Igor Olenicoff. Die Bank schickte folgendes Statement: «Die UBS weist die Vorwürfe von Herrn Olenicoff entschieden zurück. Sie stammen aus einer Zivilklage, die er im vergangenen Jahr gegen die UBS und andere eingereicht hatte. Die UBS erachtet diese Klage und die erhobenen Vorwürfe als völlig unbegründet und wird sie energisch bekämpfen.» ○

# Für eine scharfe Figur.



Weight Watchers.  
Für die Form des Lebens.



## Cherchez Truffaut!

Von Daniele Muscionico

Es ist kalt in der Grande Nation. Marianne, die Freiheitsheldin Frankreichs, spielt eine Schneeflocke. Sie trägt ein Kostüm aus dem Fundus der Comédie-Française und schnuppert mit ihrem Hofstaat frische Luft im Schlosspark zu Versailles. Das war im Winter. Schneeflocke Laetitia Casta, auffällig geworden dank ihres Butterbusens, war engagiert, die zu bewundern, die sie am liebsten bewundert, sich selbst. Das kostbare Gesicht gewärmt von einer Familie Eisfüchse.

Dieses Bild ist ein *film still* mit Primeur-Charakter. Eine Trouvaile, rechtens öffentlich noch unzugänglich. Am 22. Mai soll es der Welt präsentiert werden, im Wettbewerb des 62. Festival von Cannes in «Face», dem Film des koreanischen Regisseurs Tsai Ming-liang.

Die Filmbranche ist in der Krise, munkelt man allenthalben; sogar in Cannes soll der Champagner weggesperrt sein dieses Jahr, dafür müssen die alten Kämpen des Weltkünstlerkinos die Stimmung heben. Unbezweifel ist: In der Kleinstadt am Mittelmeer hat das einstmals gefeierte Autorenkino seine Bedeutung verloren. Als Leitkultur und Avantgarde hat es ausgespielt. Namen wie Truffaut, Scorsese, Wenders oder Lars von Trier wirken an der Côte d'Azur, unter goldenen Palmen, so deplatziert wie Schnee. Von gestern. Schwer liegt das Bonmot eines US-Verleihers in der südfranzösischen Luft: Eine einzige Episode von «Star Wars» habe mehr Zuschauer in die Kinos gelockt als die letzten zehn Jahrgänge der Festivalgewinner von Cannes und Venedig zusammen.

Dafür feiert man dieses Jahr in Cannes – Retete sich, wer kann! – die Erinnerung an bessere Tage. In diesem Fall an François Truffaut: «Face», ausgestattet von Christian Lacroix, ist Tsai Ming-liangs Hommage an den französischen Filmemacher – *l'homme qui aimait les femmes* – von «Jules et Jim», «Le dernier métro» bis «La femme d'à côté».

Und alle, die Truffaut verehrt hat, engagieren sich: sein Alter Ego Jean-Pierre Léaud, Jeanne Moreau, Fanny Ardant und Nathalie Baye. Moreau war Truffauts erste Liebe, Ardant seine letzte. Die Casta spielt Archetypen aus Truffauts Schauspieler-Universum, Léaud, der letzte Träumer des europäischen Kinos, einen Regisseur, der sein Double vermisst, François. François Truffaut.

Ob die Casta ihn finden wird in den Spiegeln? Oder sind sie und ihr Hofstaat sich selber genug? Könnte sein. Für den Sturm auf die Tuileries jedenfalls lassen diese Damen sich alle Zeit.



Das kostbare Gesicht gewärmt von einer Familie Eisfüchse: Laetitia Casta als Salome im Film «Face»





von Tsai Ming-liang.

## Unternehmen Gisele

Kein anderes Model hat je so viel Geld verdient wie sie. Keines war so clever. Und liebenswürdig ist Gisele Bündchen auch noch.



*Körper ist nichts als eine Hülle:* Model Bündchen.

**Gisele Bündchen** — Sie liess sich bereits einmal pensionieren, mit 21. Jetzt ist sie 28. Und das am besten verdienende Model aller Zeiten. Sie verfügt gemäss dem Wirtschaftsmagazin *Forbes* über ein geschätztes Vermögen von 150 Millionen Dollar. Sie erschien auf über 500 Titelblättern. Sie beschäftigt vier ihrer fünf Schwestern: als Managerin, Anwältin, Buchhalterin und Internet-Verantwortliche. Sie machte und macht Werbung für alle Arten von Marken, was ausser ihr nur noch dem Ausnahmemodel Kate Moss gelungen ist: von Günstigern wie H&M und C&A (was in ihrem Heimatland Brasilien deren Umsatz um 30 Prozent steigen liess) über Alltagsdinge wie

American Express bis hin zu Luxuslabels wie Balenciaga und Dior. Was hat sie also, diese Frau mit dem lustigen Namen, die sagt, ihr Körper sei nicht mehr als eine Hülle? Alles, sagen Fotografen, Model-Agenten und Designer, einen perfekten Körper, ein ebenmässiges Gesicht, eine umwerfende Fotogenität, vor allem aber: Sie sei clever. Und bei all dem auch noch äusserst liebenswürdig. Katie Grand, Chefredaktorin des Magazins *Love* und eine der einflussreichsten Stylistinnen der Welt, erklärt den Erfolg der Brasilianerin so: «Man könnte denken, so wie sie aussieht, sei Gisele bestimmt schwierig im Umgang. Der Punkt ist: Das hat sie gar nicht nötig.» (*bwe*)

**Midge** — Sie trocknete sie alle ab, die Stars und Sternchen, die in Cannes frisch gebotoxt, schmuckbehangen und in teuren Roben über den roten Teppich schritten. Und das mit dem wohl günstigsten Low-Budget-Film, der je an der Côte d'Azur gezeigt worden ist: Gerade mal 1000 Pfund kostete die Produktion von «The Great Race». In der Hauptrolle: Midge, eine 12-jährige, einäugige und äusserst kompetitiv veranlagte Katzendame aus Wrose, England. Ihr Besitzer Martin Humphreys



*Äusserst kompetitiv:* Filmstar Midge.

machte eigentlich nichts anderes als eine Art Dokumentarfilm, indem er festhielt, was in seinem Dorf schon längst als kurliges Phänomen bekannt war: Wenn Humphreys joggen ging, pflegte seine Katze Midge eine Weile lang neben ihm herzurennen. «Eines Tages beschloss ich aus Spass, schneller zu rennen», sagt Humphreys, «ich versuchte sie zu überholen, und dann geschah das Unglaubliche: Midge beschleunigte. Sie liess mich nicht an sich vorbei.» Das ist bis heute so. Midge, sagt Humphreys schlicht, sei schon immer besonders gewesen. (*bwe*)

**Jesper Nielsen** — Pandoras Büchse öffnete sich letzte Woche im wahrsten Sinne und schnappte anschliessend gleich wieder zu. Einmal drinnen, war an ein Entkommen nicht mehr zu denken. Nichts da mit lockerem Plaudern und Sehen und Gesehenwerden, die Lancierung des dänischen Schmucklabels Pandora in der Schweiz wurde vom Geschäftsführer der Vertriebsfirma, Jesper Nielsen, als Bühne und die Gäste wurden als Publikum missbraucht. Der selbsternannte Rhetoriker plagte die Anwesenden im Zürcher Hotel «Carlton» eine volle Stunde lang mit einem Monolog, den er

aus dem Stegreif führte. Wer Nielsen nicht seine ungeteilte Aufmerksamkeit schenkte, wurde schulmeisterlich vor die Türe spediert. Dort versammelte sich dann ein stetig grösser werdendes Grüppchen von Erschöpften und Rauchern – und wie immer ging es dort lustiger zu als am eigentlichen Ort des Geschehens. Nicht zuletzt deshalb, weil die Bedienung so freundlich war, draussen zu servieren. Man kann es allerdings auch anders sehen: Selbst das Personal ergriff angesichts von so viel männlicher Selbstverliebtheit die Flucht. (ct)

**Ueli Haldimann** — Es ist nicht mehr zu übersehen: Ueli Haldimann, Chefredaktor des Schweizer Fernsehens, entwickelt sich zum Schwergewicht in der schweizerischen Medienlandschaft. Dies allerdings nicht inhaltlich, etwa wegen seines rührigen Internet-Blogs, sondern rein äusserlich. Er passt sich eben seinem Medium an, könnte man lästern: viel Masse und wenig Profil. Doch es ist Haldimann zugutezuhalten, dass er den öffentlichen Auftritt nie gesucht hat. Dieser war letzte Woche wegen eines Gerichtstermins im Fall «Kassensturz» – ausgerechnet im Zusammenhang mit einem grabschenden Schönheitschirurgen – schlicht unvermeidlich. Dass Haldimann seine eigene Schönheit ziemlich egal ist, verriet er in einem Interview: «Ich geniesse



**Schwergewicht:** SF-Chefredaktor Haldimann.

das charakterliche Privileg, relativ frei von persönlicher Eitelkeit zu sein», sagte er auf die Frage, warum er, anders als Chefredaktoren in Deutschland, am Bildschirm nie zu sehen sei. Es muss ja nicht unbedingt «Glanz & Gloria» sein, auch «Abnehmen mit Haldimann» im «Puls»-Gesundheitsmagazin wäre sicherlich ganz reizvoll. (RS)



## Ich, der Mr. Fix It

**Eigentlich ist es nicht der Job unseres Kolumnisten, Probleme grosser Unternehmer zu lösen. (Aber jemand muss es ja tun.)**  
*Von Mark van Huissing*

Vergangene Woche war ich in ... einem Fünfsternehotel, schon wieder. Es handelte sich dabei um ein altes Haus von Bedeutung und mit Geschichte, das vor kurzem erneuert wurde. Jetzt ist es das beste der Stadt, sagen die Betreiber. Vermutlich haben sie recht – für mich war es eine gute Erfahrung auf jeden Fall (viel Platz bietender «Deluxe Room»; Personal mit grossem Können, sprachmächtig zudem; feine Küche, prima Weine). Wer diese Spalte immer liest, weiss, wo ich nicht war, nicht wahr? Stattdessen war ich im Four-Seasons-Hotel «Gresham Palace» in Budapest. (Und Gast von Lexus; ein neues Automodell wurde vorgestellt, der RX 450h, h steht für «hybrid».)

Die Häuser der Fa. Four Seasons, die ich bis jetzt besuchte, und die Willigkeit der Angestellten zum Dienst dort haben mir Eindruck gemacht (ehrlich). MvH, nebenbei, glaubt ja wenig von dem, was geschrieben wird. Aber es gibt einen Satz des Gründers und Chefs in einer kleinen Schrift über das Unternehmen, den glaubt er: Ich will, dass meine Mitarbeiter Gäste behandeln, wie sie selber behandelt werden möchten. Fast banal, *I don't know*, doch was braucht es mehr? (I don't know.)

Der Besitzer des Fünfsternehotels «The Dolder Grand» in Zürich hat Freunde (wie jeder reiche Mann). Einige haben geschrieben und/oder geschimpft, nachdem ich in dieser Spalte berichtete, was in meinen Augen nicht super sei an seinem Haus. Das ist okay, es sind schwere Zeiten immerhin, und man muss dem He-Man zeigen, dass es einen noch gibt (und braucht). Nur, durch Leserbriefschreiben ge-

schieht nichts, denke ich. Wenn ich ein Freund wäre, würde ich dem He-Man die Four-Seasons-Schrift zeigen. Den Satz «Unser Ziel ist, überall die besten Hotels und Resorts zu betreiben» würde ich rot anstreichen. Und einen gelben Klebezettel anbringen auf der Seite mit der Karte von Europa – Zürich ist ein *blank spot on the map* nämlich, es gibt bloss ein Four Seasons in Genf, das «Hôtel des Bergues». (Freunde, ihr könnt meine Idee haben und sagen, sie sei von euch. Der Besitzer hat es hier nicht gelesen, sein Name kommt nicht vor; darum unter dem Radar von Google Alerts oder Argus.)

Retour in Zürich, gab es zwei Anlässe zur Wahl für MvH: die sogenannte Afterparty von Beyoncé Knowles im «Saint Germain», einem Nachtclub, oder fünf Jahre art-tv.ch, eine Art Fernsehen über Kultur im World Wide Web, in der Hochschule der Künste. Weil Carl Hirschmann, Chef des «Saint Germain», nach zirka drei Jahren keinen Krach mehr will mit mir, sagte er, fiel der Entscheid leicht – das art-tv-Jubiläum für mich. Es ist weniger, dass ich *soft* werde, finde ich. Es ist mehr, dass man auch für Kleinkunst etwas tun soll als MvH. (Ich bin sogar bei moonsticker.com, diesem Showbusiness-Portal von Viktor Giacobbo, mit meiner *sideshow*, für die, die es interessiert.)

Die Jubiläumsparty mit Showacts (Einladungstext) in der ZHdK war etwa so, wie Veranstaltungen, bei denen es um Kultur geht, immer sind in der Schweiz: zu Herzen gehend im Grunde, aber im Ton so, dass man als Zuhörer Angst hat, die Redner würden im nächsten Moment weinen wollen (weil keine Kohle, keine Aufmerksamkeit et cetera; über Kleider- und Schuh-Auswahl der meisten Frauen schreibe ich dieses Mal nicht, obwohl ich an Wiederholung als Mittel zum Erreichen von Zielen glaube). Zuständig für die Moderation war **Sabine Dahinden**, Mitarbeiterin des SF. Zu ihrem Auftritt hätte ich einen in meinen Augen lustigen Satz, wenn ich Witze über Namen machen würde. Zum ersten Mal gesehen habe ich ferner **Corine Mauch**, Zürichs neue Stadtpräsidentin. Man möchte nicht urteilen, schon gar nicht schnell, aber mit ihrem Dialekt, den sie aus Oberlunkhofen mitgebracht hat, so hört es sich an (und der fast so unurban ist wie das Berndeutsch Ihres Kolumnisten), hat sie mich nicht angesprochen. (Mit ihren Sätzen ebenfalls nicht, aber das ist weniger wichtig in ihrer Stellung wahrscheinlich.)

Der lustigste Augenblick des Abends, das meine ich ernst, war, als **Gion Mathias Cavelti**, mit dem ich bekannt bin und dessen Texte ich mag, aus seinem neuen Buch vorlas – und zwar die Namen von 33 Delfinen, die darin vorkommen (einer heisst Icordo). Jetzt noch eineinhalb Zeilen zu dem neuen Lexus (MvH ist ein Profi, schliesslich): Es handelt sich um ein grosses SUV mit kleiner CO<sub>2</sub>-Ausendung. Also irgendwie das Gegenteil meiner Kolumne, wenn diese ein Auto wäre.

## «Die Frau soll im Vordergrund sein, nicht das Make-up»

Norman Pohl, Make-up-Artist von Dior, über die häufigsten Fehler beim Schminken, Männer mit gezupften Augenbrauen und wie man den perfekten Lidstrich hinbekommt.



«Es wird bunt, richtig knallig»: Make-up-Artist Pohl.

### Worauf schauen Sie bei einer Frau zuerst?

Auf die Haut. Das Make-up hat sich so entwickelt, dass es immer natürlicher wird. Wir möchten die Schönheit der Frau unterstreichen, so dass nicht das Make-up im Fokus steht. Ich rede jetzt von einem Alltags-Make-up oder von einem für den roten Teppich. Couture- oder Prêt-à-porter-Shows sind etwas anderes, da stehen das Make-up und das Kleid im Vordergrund, nicht die Frau.

### Die Mode erfindet ständig neue Gewebe und Materialien. Ist Schminke auch anders zusammengesetzt als vor zwanzig Jahren?

Definitiv. Die Technologien, sei es im Bereich *foundation* oder *eye shadows*, sind so weit entwickelt, dass die Pigmente immer feiner und dünner werden. Man kann sie leichter, natürlicher auftragen. Vor zwanzig Jahren waren die Puder aus zerstoßenem Reis und Weizen. Sie haben die Haut

sehr trocken gemacht. Heutzutage wird viel mehr Wert auf den Schutz der Haut gelegt. Der Tragekomfort wird ständig besser.

### Welches sind die häufigsten Schminkfehler?

Dass zu dunkel geschminkt wird, gerade in Europa. Die Grundierung ist meistens einen Ton dunkler als der Hals, und dann muss halt der Hals mitgeschminkt werden, so dass der Hemdkragen voll ist. Ich sage dem «Indianer-Rand». Ein weiterer Fehler: dass oft das falsche Produkt für die Haut genommen wird. Es gibt nicht wirklich schlechte Produkte auf dem Markt, sehr wohl aber die falschen für eine Haut. Drum lohnt sich eine Beratung.

### Was hilft beim Lidstrich? Üben?

Auf jeden Fall. Man sollte nie versuchen, in einer Linie etwas durchzuziehen, sondern stricheln, so wie ein Kind die Linien miteinander verbindet. Irgendwann kann man die Linie aus dem Effeff.

### Brauchen Frauen eine Wimpernzange?

Mit der richtigen Mascara, nein. Ich habe zwar immer eine Wimpernzange in der Tasche, aber ich benutze sie seit etwa einem Jahr nicht mehr, denn es gibt inzwischen Mascaras auf dem Markt, welche die Wimpern sehr gut biegen.

### Gibt es die Augenbrauen 2009?

Die Braue 2009 ist kräftiger als in den letzten Jahren. Wir hatten ja eine Zeitlang diese sehr schmalen Augenbrauen, hochgezupft, ein bisschen angelehnt an die zwanziger Jahre, Marlene Dietrich. Heute wird sie nicht mehr perfekt gezupft, dass sie sofort aussieht wie ein Kunstwerk. Sie kriegt schon eine Form, bleibt aber ein bisschen länger und natürlicher.

### Sollen auch Männer die Brauen zupfen?

Jein. Es ist die Menge, die es ausmacht. Solange der Mann sie zupft, um ein gepflegtes, offeneres Auge zu bekommen, geht das in Ordnung. Jedoch würde ich allen Männern davon abraten, eine künstliche Form zu zupfen, weil das sehr schnell feminin wirken kann und den Typ stark verändert. Starke Augenbrauen können mit einem Trimmer ein wenig gekürzt werden.

### Die Typenberatung unterteilt Frauen nach Jahreszeiten. Gilt das auch fürs Make-up?

Ich distanziere mich sehr stark von diesem Jahreszeiten-Ding. Jede Frau kann das tragen, worauf sie Lust hat. Wenn eine Frau eine Farbe liebt, dann trägt sie sie mit Überzeugung, fühlt sich wohl damit und strahlt das auch aus.

### Welche Farben bestimmen den Sommer-trend?

Es wird bunt, richtig knallig: Pink, Orange, Türkis, Blau, leuchtende, frische Farben, die Lust auf Urlaub machen.

### Was halten Sie von Nageldesign?

Wenn es gut gemacht ist, finde ich es sehr schön. In Amerika immer noch sehr beliebt sind die Schaufeln, diese viereckigen Kunstnägeln. Die klassische, leicht runde Form ist aber wieder im Kommen.

### Welches Model ist ungeschminkt das schönste?

Naomi Campbell. Noch mehr begeistert war ich nur von der Natürlichkeit Charlize Theron's.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.

## Kleine, feine Augenwischerei

Von Jürg Zbinden

Schönheit soll im Auge des Betrachters liegen. Keine weltbewegende, jedoch auch eine Erkenntnis der Kosmetik, eine kosmetische Binsenweisheit sozusagen. Ein bisschen Schönheit ums Auge der Betrachteten hingegen kann ebenfalls nicht schaden. Die Make-up-Industrie bemüht sich seit Jahrzehnten intensiv um die Kunst, das Auge aufzuhübschen, den weiblichen Blick zum Leuchten und Strahlen zu bringen. Für das Mysterium rund ums Auge zeichnet beziehungsweise malt vor allem der Lidschatten im Singular oder malen die Lidschatten im Plural verantwortlich. Könnerrinnen fesseln damit den Betrachter, wohingegen Dilettantinnen allenfalls Mitleid erregen, weil sie aussehen, als hätte eine Faust aufs Auge gehauen.

1 — «Trésor d’Afrique»: Die flammenden Farben der neuen Make-up-Kollektion von Yves Saint Laurent sind inspiriert vom Reichtum, Rhythmus und von der Poesie des afrikanischen Kontinents. Die fünf Nuancen der leuchtenden Lidschatten lassen sich variieren, alleine, als Duo oder Trio. Fr. 88.–.

2 — «Oscillation» von Lancôme gibt die Farbstimmung der Nachtschwärmer wieder. Die Mascara aus der Linie «Les Nuits» tuscht die Wimpern wirkungsvoll auf «Drama, Baby!» (frei nach Bruce Darnell). Fr. 60.–.

3 — «Ombre Eclat Base Paupières» von Guerlain ist Make-up und Pflege zugleich. Olivier Echaudemaison, Creative Director bei Guerlain: «Vor dem Make-up, mit dem Pinsel oder sogar mit dem Finger auf das Lid auftragen. Das sanfte, leuchtende Beige dieser Grundierung passt zu allen Hauttönen und kann folglich allein, als einziges Make-up, verwendet werden, um dem Blick eine schöne, entspannte Ausstrahlung zu verleihen.» Fr. 45.–.

4 — «Wanted Eyes» von Helena Rubinstein orientiert sich an der Farbenpracht der Pfauenfedern. Das Lidschatten-Duo «Feline Smoky Earth» aus dieser Linie ist nicht ganz so schillernd. Fr. 56.–.

5 — «5 Couleurs Designer» von Dior basiert auf dem *slurry-based powder process*, einem Herstellungsverfahren, das eine geschmeidig weiche Pudertextur ermöglicht, die cremig und zugleich luftig ist. Die Paletten Navy, Smoky, Nude Pink oder Amber Design für den perfekten Augenaufschlag gibt’s für Fr. 89.50.

1



2



3



4



5





Auto

## Cabrio von Kate Moss

Die Pagode von Mercedes ist mehr als bloss ein Auto, findet unser Autor. Sie sei sozusagen automobiles Kulturgut. *Von Ulf Poschardt*

**G**uten Tag, hier spricht Ihr Anlageberater. Krise und Währungszerfall in den USA und in England machen einst unerschwingliche Oldtimer finanzierbar. Natürlich nur, wenn in relativ sichere automobile Blue Chips investiert wird: den Porsche 911, den Jaguar E-Type oder eben die Pagode von Mercedes.

Letztere treibt mich um. Obwohl es keinen Sinn macht, ein zweisitziges Cabrio aus den sechziger Jahren durch das nur halb zivilisierte Berlin zu kutschieren, hat sich der Kaufwunsch in mir verbissen. Auch weil erschwingliche 230SL schon für 40 000 Franken in akzeptab-

lem Zustand zu finden sind. Die Preise rutschen, nachdem sie über Jahrzehnte stetig gestiegen sind. Exzellent erhaltene Pagoden werden weit jenseits der 100 000 Franken verhandelt, aber für den Hausgebrauch tut es auch Zustand 3, mit ordentlich Patina, aber einer anständigen Technik. Die ist bei diesen für die PS-Zahl grosshubigen Sechszylindern nicht nur solide, sondern fast unzerstörbar.

Deshalb ist die Pagode auch bei Menschen beliebt, die sich sonst wenig aus Oldtimern machen. Bei Kate Moss zum Beispiel oder bei Jeremy Clarkson, dem Halbgott für Motorjournalisten, der in seiner Sendung «Top Gear» auf BBC eine Pagode mit dem stets empfehlenswerten 280er-Motor Probe fuhr und trotz der bescheidenen Fahrwerte und des spröden Luxus dem Charme dieses wohl schönsten zweisitzigen Cabrios aus Deutschland erlag. Er attestierte der Pagode therapeutische Fähigkeiten: Sie erzeuge unmittelbare Entspannung. Dabei sind Fahrwerksabstimmung und Motorisierung das eine, die ästhetische Aura jedes Details das andere: Die Eleganz wird derart verschwenderisch unter das

Volk gebracht, dass dieses Auto nicht einmal jene, die gerne Autos mit Stern abfackeln, auf dumme Gedanken bringt.

Obwohl die Porsche-996-Cabrios geradezu verschleudert werden und mit ihren beiden Rücksitzen auch künftige Familienmitglieder beherbergen können, schiele ich nach einer Pagode: auch als eine Art Andacht gegen das drohende Ende der Verbrennungsmotoren und ihres Erbes. Vergangenen Sonntag fanden in Berlin Oldtimer-Tage statt, und anstatt dass ich nur auf bierbäuchige Bastler und ihre vom Hobby der Männer genervten Mesdames traf, fanden sich Jungs ein, die ich noch aus dem Nachtleben kannte: Snowboarder und Skateboarder, und allesamt wurden sie wieder zu kleinen Jungs, wenn ein Facel Vega prämiert wurde oder ein schnaubender Schnitzer-BMW um die Ecke rollte. Wir waren uns einig, dass der schönste Wagen ein 280 SL in Schwarz war.

Ich habe mich bei der grössten Pagoden-Community angemeldet: bei Pagodentreff.de. Dort erhält man Einblick in jene Welt, die sich ganz der Pflege dieses automobilen Kulturguts verschrieben hat. Und die ihr Geld clever anlegten. Kommt der nächste Boom, werden die Preise stolz nach oben klettern – obwohl den Besitzern die Rendite in Form von Fahrspass eigentlich genug sein müsste.

**Ulf Poschardt** ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

### Mercedes SL 280 (Baujahr 1969)

Hubraum: 2778 ccm  
 Leistung: 170 PS  
 Höchstgeschwindigkeit:  
 über 200 km/h  
 Preis: ab 50 000 Franken  
 (für gepflegte  
 Occasionen)



## iPod für Bücherwürmer

Lohnt sich für Leute, die noch lesen, die Anschaffung eines elektronischen Buchs wie der Sony Reader? *Von David Schnapp*

Es war ein langer Weg, bis wir das elektronische Buch von Sony, den Reader PRS-505, endlich in unseren Händen halten konnten. Schon letztes Jahr auf der Elektronikmesse IFA in Berlin war das Gerät ein Liebling der Massen. Schlangen bildeten sich um die gigantischen Bücherregale, die Sony zur Präsentation ihres Vorzeige-Gadgets aufgezogen hatte. Fast ein Jahr später traf das Zauberbuch bei uns ein.

Zu Hause mussten wir sachte vorgehen, die bessere Hälfte, eine grosse Freundin des Buches und eine weniger grosse Freundin der Technik, fand, so etwas brauchen wir nicht. Kulturpessimismus ist aber nicht angebracht, der Reader wird das Buch nicht ersetzen. So wenig wie der Videorecorder das Fernsehen ersetzt hat.

Der PRS-505 macht einen ausgezeichneten ersten Eindruck, in hellbraunes Leder gefasst, ist er nur so gross wie ein Taschenbuch und auch nicht viel schwerer. Wir schalten das Gerät ein, das milchig weisse Display erwacht, die Schrift aus elektronischer Tinte (E-Ink) ist gestochen scharf und ausgezeichnet lesbar.

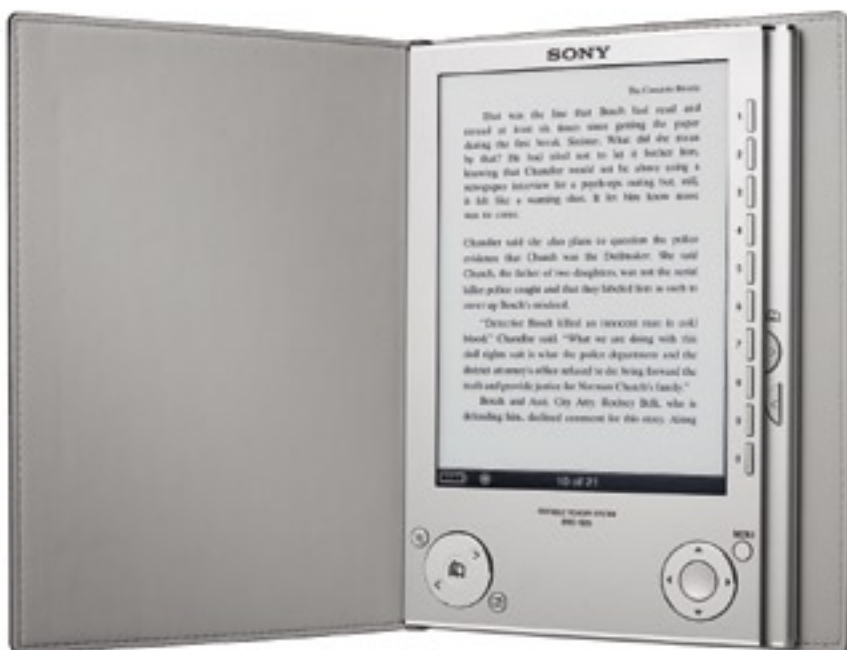
Um Bücher auf das Gerät zu laden, muss zuerst die Reader-Software «eBook Library» installiert werden. Mac-Benutzer müssen leider draussen bleiben, weil die elektronischen Bücher durch das Digital Rights Management (DRM) geschützt werden, was bei Apple nicht unterstützt wird. Das ist schade, denn der Sony Reader ist ein Produkt, das Mac-Freunde sicher

gerne hätten, sozusagen der iPod für Bücherwürmer. Im Internet finden sich (umständliche) Methoden, um den Reader trotzdem für Apple-Computer nutzbar zu machen.

Auf dem PC aber sind Bücher bei Anbietern wie Thalia.ch oder Books.ch schnell geladen und installiert. Auch PDF- oder Text-Dateien lassen sich kopieren, das geht sogar mit einem Mac. So kann man Bürokräm, Zeitungsartikel mitnehmen, ohne Papierstapel mitschleppen zu müssen. Der Nachteil: Es lassen sich keine Markierungen oder Notizen anbringen. Dazu ist erst der grössere Bruder des PRS-505 in der Lage, der PRS-700. Das Gerät mit Touchscreen ist allerdings in der Schweiz nicht erhältlich.

Im Alltag bewährt sich «das Buch der Bücher», einzig die leicht verzögerte Reaktion, bis nach einem Tastendruck umgeblättert oder ein Menüpunkt aufgerufen wird, stört. Auch das Vergrössern oder Verkleinern einer Seite braucht seine Zeit, vor allem bei PDF-Dateien. Trotzdem lässt sich das Fazit ziehen: Der Sony Reader lohnt sich zum Beispiel für Pendler, die im Zug lesen, oder für Menschen, wie unsere bessere Hälfte, die ein halbes Dutzend Bücher aufs Mal lesen. Auch wenn sie dafür nie einen Reader zur Hand nehmen würde.

**Sony Reader PRS-505.** Bildschirmdiagonale 15,5 cm, Auflösung 170 dpi, 8 Graustufen. 192 MB Speicher (ca. 160 Bücher), Memory Stick Duo, SD Card. Li-Ionen-Akku. 260 Gramm. Fr. 449.-. [www.sony.ch](http://www.sony.ch)



«Buch der Bücher»: Lesegerät Sony Reader.

## Ätna parterre

*Von Peter Rüedi*



Wo, wenn nicht beim Wein, sollten Marotten erlaubt sein? Es gibt ja eine Art annähernde Übereinkunft zu dem, was Qualität sei, aber die betrifft sozusagen den Mittelbau der Weincharakteristik. Zumindest in einem Restsegment von, sagen wir: zehn Prozent entscheiden subjektive Vorlieben, Vorurteile, auch unterschiedliche Wein-Akkulturation darüber, was schmeckt. Was mir schmeckt, und was mir keine noch so kompetente Geiss von einem Tester wegschleckt. Zuweilen, denke ich, sollte einem tit. Publikum etwas mehr Mut zum eigenen Geschmack gemacht werden. Zu eigenen Spleens. Wenn ich also meine, meine Vorliebe für die seit kurzem wiederentdeckten Weine vom Ätna sei kein solcher, so nur, weil ich ihn für ziemlich mehrheitsfähig halte.

Was auf den Vulkanböden in Höhen zwischen 500 und 1200 Metern wächst, namentlich am Nordhang zwischen Randazzo und Linguaglossa, ist so eigenwillig, frisch, charaktervoll, mineralisch, dass es mit dem, was gemeinhin als sizilianischer Wein bekannt ist, (auch dem allerbesten), wenig zu tun hat. Das liegt an den schwarzen Böden, den Höhenlagen (und dem entsprechenden Temperaturgefälle zwischen Tag und Nacht). Und an den alten Sorten, die hier eine Renaissance erleben, der Nerello Mascalese oder der Nerello Cappuccio. Vor Zeiten wurde hier eine Fanfare geschmettert für einen Etna, den Andrea Franchetti im Dorf Passopisciaro macht: ein Wein so elegant, dass er auch schon ein «sizilianischer Burgunder» genannt wurde. Hier sei der einfache Etna Rosso von Scilio empfohlen. Er verhält sich zum Passopisciaro wie Leporello zu Don Giovanni, ist wuchtiger, happiger auch in den Tanninen, aber nicht weniger speziell in der Aromatik, die zu verwegenen Assoziationen verleitet (eine mir nahestehende Dame machte sogar «einen Hauch Mohnsamen» aus). Wie immer: Der ausbrechende neue Ätna-Boom findet auch, was die Stilhöhe betrifft, parterre statt. Man lasse sich vom bescheidenen Preis nicht täuschen.

**Tenuta Scilio di Valle Galfina, Linguaglossa:**  
**Etna Rosso 2004.** 13%. Cantina del Mulino, Freiburg/  
Bern. Fr. 13.50. [info@cantinadelmulino.ch](mailto:info@cantinadelmulino.ch)/  
[www.cantinadelmulino.ch](http://www.cantinadelmulino.ch)

Freitag 19. Juni 2009 | 19.30 Uhr | KKL Luzern, Konzertsaal

# SING, SING, SING

A TRIBUTE TO BENNY GOODMAN'S 100<sup>TH</sup> BIRTHDAY

Swing Dance Orchestra

BANDLEADER Andrej Hermlin

KLARINETTE Dan Levinson



Am 30. Mai 2009 wäre Benny Goodman 100 Jahr alt geworden. Nachdem ANDREJ HERMLIN mit seinem SWING DANCE ORCHESTRA bereits mit grossem Erfolg das legendäre Carnegie Hall Concert aus dem Jahre 1938 auf die Bühnen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz zurückgebracht hat, steht das Jahr 2009 ganz im Zeichen des Jubiläums des «King Of Swing». Neben den grossen Hit's wie «Don't Be That Way», «Down South Camp Meeting» oder «And The Angels Sing» erklingen in diesem aussergewöhnlichen Konzert, auch weniger bekannte Songs aus den 30er und frühen 40er Jahren in Originalarrangements. Star des Konzertes ist der New Yorker Klarinetist DAN LEVINSON, der zu den besten Swingmusikern Amerikas gehört.

Tickets: CHF 80 | 70 | 60 | 50 | 40 | 30

Samstag 04. Juli 2009 | 19.30 Uhr | KKL Luzern, Konzertsaal

# SPECTACULAR CLASSICS

CLASSIC HIGHLIGHTS MIT 100 MITWIRKENDEN

Philharmonie Baden-Baden

DIRIGENT Manfred Obrecht

KLARINETTE Dimitri Ashkenazy

BLÄSERENSEMBLE Swiss Brass Consort

MODERATION Silvia von Ballmoos

**Richard Strauss**

Festmusik der Stadt Wien

– **Carl Maria von Weber**

Ouvertüre zur Oper  
«Oberon»

– **Gioacchino Rossini**

Introduktion, Thema  
und Variationen  
für Klarinette und  
Orchester B-Dur

– **Maurice Ravel**

Bolero  
Tempo di Bolero  
moderato assai

**Edvard Grieg**

«Morgenstimmung» aus der  
Peer Gynt Suite Nr. 1, op. 46

– **Emil Nikolaus von Reznicek**

Ouvertüre zur Oper  
«Donna Diana»

– **Leonard Bernstein**

Symphonic Dances from  
«West Side Story»  
Mambo; Presto  
Maria; Andantino  
America; Scherzo-Vivace

**Richard Wagner**

Elsa's Zug zum  
Münster aus der  
Oper «Lohengrin»  
«Gesegnet soll  
sie schreiten»



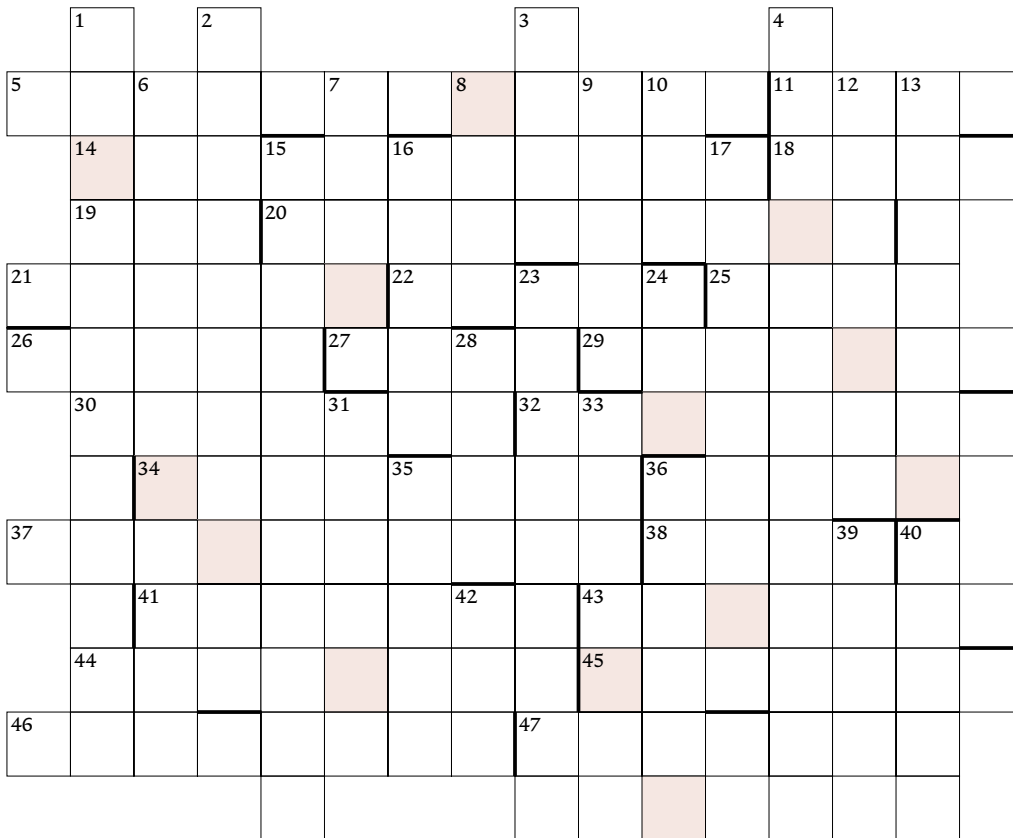
Tickets: CHF 148 | 138 | 128 | 98 | 68 | 45

**OBRASSO**  
CLASSIC EVENTS

Obrasso Classic Events GmbH  
Postfach 2637 | 6002 Luzern  
Tickethotline 041 318 00 55  
E-Mail: info@classic-events.ch

[www.classic-events.ch](http://www.classic-events.ch)





--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Bühne, Vorhang oder auch ein Requisit

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — (v. h. = von hinten) 5 Geldinstitut, dem es ans Lebendige geht. 11 Durch ein Gericht wurde er zur Nummer 2 degradiert. 14 Beispielsweise die Beiz oder der Redaktor, der darin sein Zmorge nimmt. 18 Wie lange Mary schon raucht. 19 Was Wenders von Wilhelm noch hat. 20 Mögliche Folgen einer Ausbruchsstimmung. 21 Mischnas Erläuterungen. 22 Greta Callas, Romy Loren & Co. 25 Federers monstruöse Seite. 26 Im Winter kann man in Frankreich Anfang und Ende verwechseln. 27 Nichts zur 9. Englandstunde. 29 Fünf Hochländer sollen Körper und Geist gesund halten. 30 Revillagidedohilferufinsel. 32 Fürstentümliche Westgrenze. 34 Wissenschaftler stets im Fluss. 36 Bleibt vom ausgebrannten Amerikaner. 37 Den Stuhl unter dem königlichen Arsch wegziehen. 38 Schwedenstadt im französischen Staubwedel. 41 Der textile Schaden beschreibt sich selbst. 43 Was so alles abfällt im Tessin (v. h.). 44 Roger setzt auf Feigenbäume im aktuellen Training. 45 Edouard kam mit einem 112 Meterbild über die Runden. 46 Kartenwerke laden viel auf ihre Schultern. 47 Imageknausern ist stets ambitiös.

**Senkrecht** — (v. h. = von hinten) 1 Sekret ist im Anmarsch bei metallischen Verbindungen. 2 Bruce hatte Weltraumkraft. 3 Bio-Vitaminpräparat in Originalverpackung. 4 Verpasst man sie, sind sie nicht mehr günstig. 6 Nutzen des Waisenhauses, wenn man zu Hause spielt. 7 Sorgt in der Küche für glasklaren Strahlendurchlass. 8 Jurte im Rothaut-Stil. 9 Cunos französische T-Freundin. 10 Der albanische Schweizhamburger kennt den Pat-Trick. 12 Derart liebe Gedichte. 13 Ohne ihn wäre Studi nur Carl. 15 Grobspott mit Lächerlichkeitspreis. 16 Das Haus der blutigen Maria. 17 Hochnasensbrei. 23 Zyniker sagen, dadurch werde das Alter alz wie heimeliger. 24 In Zürich heisst es deswegen «der Dorf». 28 Die höchste Zeit für symmetrische Filmschiessereien. 31 Lateinischer Schrecken der Menschheit (v. h.). 33 Abels Neffe ist nicht der Entrückte. 35 Sie vererbte der Weltkultur die schönsten Schlösser. 36 Was wir dank Wahlen werden sollten per Anbauschlacht. 39 Deutschlands Antwort auf Coca. 40 Kose-tier, bei dem sich nie Bulimie zeigt. 42 Den polnischen Fluss spricht man japanisch an.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 117**

	S			L									L	
K	I	R	C	H	E	N	S	P	R	E	N	G	E	L
T	O	E	L	O	P	A	E	R	O	S	O	L		
T	E	L	E	N	C	E	P	H	A	L	O	N	E	
L	E	S	L	I	E	H	E	P	A	T	I	T	I	S
I	N	T	U	B	I	E	R	E	N	O	R	A	D	E
S	I	L	E	N	C	E	L	A	U	E	N	E	R	
T	G	I	L	G	A	M	E	S	C	H	A	N	A	
I	R	R	T	U	M	N	I	S	R	E	C	H	T	T
O	A	E	R	A	N	A	P	I	M	I	T	A	T	E
A	L	B	E	R	E	M	E	D	U	R	E	N	E	
C	E	R	N	U	S	I	N	E	S	E	W	I	N	G
H	N							N					S	

**Waagrecht** — 4 KIRCHENSPIEGEL 13 TOELOOP (= engl. Zehenschleife; Sprung im Eiskunstlaufen) 15 AEROSOL (sol = span. Sonne) 18 TELENCEPHALON (Endhirn, grösster Hirnabschnitt) 19 LESLIE (... Nielsen, kanad. Schauspieler) 20 HEPATITIS (A bis E; kann zu Gelbsucht führen) 21 INTUBIEREN 24 ORADEA (Stadt in Rumänien, dt. Grosswardein; in «Dora dealt») 26 SILENCE (= engl. und frz. Stille) 28 LAUENER (Kuno, Frontmann von «Züri West») 30 GILGAMESCH (König/Zweidrittelgott im sumer. Epos) 34 ANA (...tom; südwestpazif. Insel) 35 IRR-TUM («... vorbehalten») 36 NIS (Endsilbe) 37 RECHT ('Gegenteil' von «Link») 40 AERANAP (Panarea, Liparische Insel) 41 IMITATE 43 ALBEE (Edward F., US-Autor, «Wer hat Angst vor Virginia Woolf?») 44 REMEDUREN (Abhilfe Mz.) 45 CERN 46 USINES (user = frz. gebrauchen) 47 EWING (Familie in «Dallas»)

**Senkrecht** — 1 SITTENSTROLCH 2 LEONE (Sergio, ital. Regisseur † 1989) 3 LEONIDEN (Meteorstrom) 5 ROESTIGRABEN 6 CELLULITE (Orangenhaut) 7 NOCHE (span. Nacht) 8 SPEERE (Speer = Nagelfluhberg im Kt. SG) 9 PAPPEL (bot. Name «populus» = lat. Volk) 10 REHA (Rehabilitation) 11 ERATO (Muse der Lyrik in «Generators») 12 NOLI («... me tangere» = Will nicht mich berühren!) 14 LEIBE (Dativform) 16 SOTANAHT (Thanatos, griech. Totengott) 17 LESERATTEN 22 INGMAR (Bergman; = Yngvis Ruhm) 23 NASRIDEN (Ibn al-Ahmar, Sultan von Granada † 1273) 25 REH 27 CANNES («Goldene Palme» = Preis beim Filmfestival) 29 UCE (Ecu = frz. Schild) 31 LUREN (bronzezeitl. Instrumente; iran. Volk) 32 MIAMI («The Magic City») 33 ESPEN (Spitzname des FC St. Gallen) 38 CIRE (= frz. Wachs; méche = Docht) 39 TANIS (archäolog. Ort in Ägypten) 42 MUS (= dän. Maus)

**Lösungswort** — **POSSENREISSER**

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Polymere Werkstoffe,  
Feinchemikalien/Engineering

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (-) **Judith Hermann:** Alice  
(Fischer)
- 2 (1) **Michael Theurillat:** Sechseläuten  
(Ullstein)
- 3 (3) **Martin Suter:**  
Das Bonus-Geheimnis (*Diogenes*)
- 4 (2) **Alex Capus:** Der König von Olten  
(Textwerkstatt)
- 5 (4) **Daniel Glattauer:**  
Alle sieben Wellen (*Zsolnay*)
- 6 (5) **Sarah Kuttner:** Mängelexemplar  
(Fischer)
- 7 (8) **Charlotte Roche:** Feuchtgebiete  
(DuMont)
- 8 (-) **Susanna Schwager:** Das volle Leben  
(Wörterseh)
- 9 (7) **Gregory D. Roberts:** Shantaram  
(Goldmann)
- 10 (6) **Fred Vargas:** Der verbotene Ort  
(Aufbau)

### Sachbücher

- 1 (1) **Eckart von Hirschhausen:**  
Glück kommt selten allein ... (*Rowohlt*)
- 2 (2) **Largo, Beglinger:** Schülerjahre (*Piper*)
- 3 (5) **Nik Hartmann:** Über Stock und Stein  
(Edition Fona)
- 4 (3) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:**  
50 Erfolgsmodelle (*Kein & Aber*)
- 5 (4) **Rhonda Byrne:** Das Geheimnis (*Goldmann*)
- 6 (6) **Ernst J. Schneider:** Zivilgesetzbuch,  
Obligationenrecht (*Orell Füssli*)
- 7 (8) **Bernhard Moestl:** Shaolin (*Knaur*)
- 8 (9) **Duden:** Die deutsche  
Rechtschreibung (*Brockhaus*)
- 9 (7) **Rolf Hiltl:** Hiltl (*Orell Füssli*)
- 10 (-) **Michael Greenberg:** Der Tag, an dem  
meine Tochter verrückt wurde  
(*Hoffmann & Campe*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband  
SBVV/Media Control

### Apropos: Paul Flora

Er war einer der ersten Autoren des Diogenes-Verlages, bestimmte in den Anfängen auch das Erscheinungsbild mit, mit Buchumschlägen und Illustrationen unzähliger Bände, sein Markenzeichen: spitzschnäbelige Raben. Der österreichische Zeichner und «grafische Schriftsteller» Paul Flora war der Meister des Merkwürdigen, Heiteren und Tiefgründigen. «Floras Fauna» 1953 war sein erstes Buch für Diogenes, eine abendländische Biologie, mit «überflüssigen Kommentaren» versehen von Wolfgang Hildesheimer. «Wie's halt so kommt» nannte er den Band, in dem er über sein Leben erzählte. Und wie's halt so kommt, hat ebendieses Buch traurige Aktualität erlangt: Paul Flora ist am 15. Mai im Alter von 86 Jahren gestorben. Wir tragen Trauerflora und danken ihm für seinen Strich. (MD)

## Literatur

# Vertrauen ist gut, manchmal

Der Psychoanalytiker und Autor Jürg Acklin nimmt seine eigene Biografie als Inspiration. Davon profitiert der Leser. Von Pia Reinacher

Er schreibt ganz nahe entlang der Leit-schnur des eigenen Lebens. Seine Biografie ist ihm fundamentale Inspirationsquelle. Aber gleichzeitig ist diese Tatsache auch Quelle seiner Sorge. Die Angst, sich allzu sehr zu entblößen, treibt Paul Rosenberger um, den Helden des neuen Romans «Vertrauen ist gut» von Jürg Acklin. Die Bedenken, die Leser könnten falsche Schlüsse ziehen aus dieser vertrackten Dreiecks- und Abhängigkeitsgeschichte zwischen einem älteren Mann, seiner jüngeren Frau und dem behinderten Bruder, lasten auf ihm. Schon nach ein paar Seiten formuliert der behinderte Bruder Felix diese Skrupel Pauls, des Schriftstellers: «Seine Bücher enthalten ausgedachte Geschichten, und meine Befürchtungen erweisen sich als Hirn-gespinnste. Was hat denn Literatur mit der Wirklichkeit zu tun? Nicht viel. Sie ist aber auch nicht frei erfunden.»

Amüsant daran ist, dass genau an dieser heiklen Stelle, dem Knackpunkt jeder literarischen Produktion, der Psychoanalytiker dem Schriftsteller in die Quere kommt – oder umgekehrt. Enthüllen und verbergen, zeigen, gesehen werden und verstecken ist nämlich die Dynamik, die als Grundwasserstrom Jürg Acklins neuen Roman vorantreibt. Das macht dieses Schreiben menschlich sympathisch. Schreiben ist für diesen Schriftsteller gleichzeitig Therapie, es birgt einen schöpferischen Ausweg aus einer fatalen Situation. Herausgekommen ist dabei ein dynamisch geschriebener, spannender und vielfältiger Roman, den man in einem Zuge liest. Tatsächlich ist die Geschichte der beiden Brüder Felix und Paul auch Jürg Acklins eigene Geschichte, die er auf alle Seiten hin auslotet und ins Extreme überdreht. Wie seine Figur Felix ist auch sein eigener Bruder seit seiner Geburt durch eine zerebrale Bewegungsstörung behindert und sitzt im Rollstuhl. Jürg Acklin hat seinem Vater auf dem Totenbett versprochen, für den Bruder zu sorgen, was er seitdem aufopfernd tut. Eine beachtenswerte Leistung – und ein lebenslänglicher Zwang. Abhängigkeit, so sagt aber der Psychoanalytiker, schafft Hass, und dieser wieder sucht sich ein Ventil. An dieser Stelle öffnet sich die Schere zwischen Realität und literarischer Produktion.

Mit diesem Zugriff verhilft Jürg Acklin allerdings seinen Lesern zu Einsichten auf einem Feld, das gesellschaftlich immer noch tabuisiert wird: der zwangsläufige Konflikt zwischen der Betreuung eines Behinderten, eigener Ehe und Selbstentfaltung. Seine Story geht

im Kern so: Felix wohnt im geräumigen Haus zusammen mit dem älteren Bruder Paul, dessen zweiter Frau Sonja und deren gemeinsamem Sohn Daniel. Von Geburt an leidet Felix als Folge seiner Behinderung unter einer Art Angstbereitschaft, die ihm die Teilnahme am pulsierenden Leben verwehrt. Der Vater der beiden, der ihre Kindheit bestimmte, war das pure Gegenteil. Auffahrend, stark, vital, cholerisch, fand er keinen Zugang zum Wesen des handicapierten Sohnes. Angst wie dieser spürte der Vater nie, nur Wut, und die überkam ihn häufig. Zwar wurde er nie tötlich, auch nicht gegen die Mutter, ausser, als diese seine Geliebte einmal eine billige Hure nannte. In der Küche drückt er ihr den Hals zusammen. Danach zog der Vater aus.

Paul Rosenberger, sein Sohn, leidet ebenfalls unter Schüben von aufflammendem Zorn. Sein eigenes Eheleben ist heikel. Ende fünfzig sprengt er alle Fesseln, bricht aus und holt nochmals zu einem Befreiungsschlag aus. Er heiratet eine jüngere Frau, bekommt ein Kind, das in ihm wahre Glücksgefühle auslöst. Sie sind allerdings von kurzer Dauer. Sonja kritisiert das oberflächliche Leben, das ihr Mann und seine Töchter aus erster Ehe führen. Sie sieht im Gleitschirmunfall, welchen eines der Mädchen beinahe mit dem Leben bezahlt hätte, einen Fingerzeig Gottes und einen Mangel an Ehrfurcht vor dem Leben. Der schreckliche Unfall habe weder Vater noch Tochter zur Umkehr bewogen. Sie selbst ist inzwischen in eine Sekte eingetreten. Mit dem Kind als Pfand setzt sie den Mann unter Druck. Umkehren soll er und sich ebenfalls zur Gemeinschaft bekennen. Sonst würde sie ihn mit dem Jungen verlassen. Damit stürzt sie Rosenberger in eine ausweglose Situation. Als sie ihn auch noch mit einem Ultimatum an die Wand drängt, packt er den gemeinsamen Sohn und entführt ihn ins Tessin. Felix, der behinderte Bruder, befürchtet das Schlimmste; denn er weiss, dass Rosenberger die Pistole des Vaters besitzt.

### Kampfplatz Ehe

Mit diesem Szenario ist Jürg Acklin eine packende Psychogeschichte gelungen, die das bürgerliche Eheleben nicht so zeigt, wie es sein sollte, sondern so, wie es oft ist: ein chaotisches Durchwursteln. Sein psychoanalytisches Wissen kommt ihm beim Erzählen mehr als gelegen. Er kann es sich leisten, schonungslos hinter die Kulissen der diffizilen Paarbeziehung zu leuchten. «Vertrauen ist gut» zeigt die scheinbar heile Ehe als Kampfplatz, auf dem



*Angst, sich allzu sehr zu entblößen:* Psychoanalytiker und Schriftsteller Acklin.

jeder mit seinen Mitteln agiert. Erst beim zweiten Blick entdeckt man, dass die Machtstrategien, welche diese Beziehung steuern, keineswegs harmlos sind. Die scheinbar milde, sich im Recht fühlende Frau greift zu den weiblichen Waffen und schreckt nicht vor emotionaler und moralischer Erpressung zurück. Der Mann wiederum, verhängnisvoll ins feine Netz von Forderungen, Druck und Verantwortung eingewickelt, reagiert mit Jähzorn und abstrusen Entführungsgedanken. Beide sind aber voneinander abhängig und unfähig, aus eigener Kraft die konflikträchtige Situation zu verlassen.

Der Leser sieht dabei zu wie auf einem übergrossen Bildschirm, er beobachtet, wie sich das Paar gegenseitig mit allen Mitteln in die Knie zwingt. Dass Opfer- und Täterpositionen dabei verschwimmen, dämmert ihm schon nach kurzer Zeit. Das ist der aufklärerische Erkenntnisgewinn, den Jürg Acklins Roman leistet. Er zeigt die Ehe nicht als oberflächliche Idylle. Sondern als Gratwanderung, als Kampf mit Zwängen und Hypotheken. Und als ständiges Ringen um neu auszuhandelnde Positionen.

**Jürg Acklin:** Vertrauen ist gut. Roman. Nagel & Kimche, 2009. 160 S. Fr. 32.90

## Biografie

### Der kleine Bruder

**Jürg Acklin hat das Beste aus seinen familiären Verstrickungen gemacht.**

Schon als Kind wollte er Künstler und Psychologe werden. Das war der Wunsch seiner Mutter, die einem platonischen Freund nachschwärmte, der diesen Doppelberuf hatte. Jürg Acklin verwirklichte ihren Wunsch, obwohl er als Bub viel lieber Autos gehabt hatte. Seit 26 Jahren führt der 1945 geborene Sozialwissenschaftler, der auch als Lehrer und als Redaktor beim Schweizer Fernsehen gearbeitet hat, eine psychoanalytische Praxis. Und er schreibt, zuletzt die Romane «Der Vater» und «Defekt». In beiden Fällen gehe es um Bilder, die zu Sprache werden. In seiner Praxis helfen sie ihm, seine Klientel zu verstehen, beim Schreiben konfrontieren sie ihn mit der eigenen verdrängten Welt.

Als Kind musste Acklin sich in der «Elefanten-Ehe» seiner Eltern, wie er es nennt, zurechtfinden. Die unterschiedlichen Charaktere führten dazu, dass die Fetzen flogen, wobei die vornehme, beherrschte Mutter den cholerischen Vater so lange provozierte, bis er hochging, was sie genoss. Um zu überleben, habe er die feinen Verstrickungen der Eltern schnell begreifen müssen – diese Fähigkeiten nützen ihm jetzt in beiden Berufen. Als er zwölf war, kam sein Bruder zur Welt, behindert. Das wurde allerdings erst nach einiger Zeit klar. «Hoppla», habe sein Vater in der ihm eigenen Art plötzlich gesagt, «da stimmt etwas nicht», als der Junge seltsam dalag. Das Schicksal des Bruders wird zum Schicksal der ganzen Familie. Acklin sorgt sich seit der Kindheit um ihn, er schleppte ihn schon als Junge überall herum, wurde dabei muskelstark, entwickelte aber auch die Fähigkeit, sich in andere hineinzudenken. Er habe, meint er lachend, die Behinderung des Bruders oft als Trumpfkarte ausgespielt. Mit achtzehn erhielt er ein eigenes Auto, «weil er den Bruder herumfahren muss». Wenn er in der Schule die Aufgaben nicht gemacht hatte, schob er den Bruder vor. Acklin ist zu hellichtig, um nicht zu wissen, dass diese Abhängigkeit heimliche Wut erzeugt. Seine Entscheide werden mitbestimmt von den Bedürfnissen des Bruders im Rollstuhl. Mit seinem neuen Roman über das Schicksal der Brüder beleuchtet er ein Tabu, das sein Leben dominiert – und erkundet auf literarischem Feld Lösungen und Irrwege. (pr)

## Musikalische Tiefbau-Architektur

Von Peter Rüedi

Einmal, gegen Ende der achtziger Jahre, veröffentlichte Stanley Clarke eine CD mit dem Titel «If This Bass Could Only Talk». Immer schon mit einem ausgeprägten Sinn für Ironie begabt, erreichte er mit diesem Titel einen Rekord auf der nach unten offenen Skala der Tiefstapelei. Stanley Clarke spricht nicht nur auf dem Bass, er trällert, zwitschert, groovt, rockt und swingt, und das gleichermaßen auf dem akustischen Instrument wie auf dem elektrischen. Bevor Jaco Pastorius auf die Szene sprang wie ein Schnappteufel, war Clarke der Elektrobassist, in allen Sätteln gerecht (und gelegentlich auch dazwischen). Es war *fusion time*.

Bekannt wurde Stanley mit Chick Coreas legendärer Gruppe Return to Forever. Aber wie Herbie Hancock war er neben dem Rockgeschäft immer auch als Hardcore-Jazzler unterwegs. Seine Single «Sweet Baby» mit George Duke landete 1981 in den Top 20, aber seine ganze Kunst liess Clarke auf dem akustischen Kontrabass funkeln. Nicht etwa nur in virtuoseren Schnellfinger-Etuden (die beherrschte er ohnehin wie kaum einer), sondern auch in den tiefen Lagen als inspirierender Begleiter. Clarke zieht seine swingenden Legato-Basslinien mit beispiellosem Drive. Was ihn auf dem akustischen Instrument so auszeichnet, ist die Verbindung von paganinihafter Virtuosität und sehr musikalischer Bass-Tiefbau-Architektur (in dieser seiner Doppelnatur ist er eigentlich nur noch mit dem verstorbenen dänischen Maestro Ørsted Pedersen zu vergleichen). Clarke singt auf dem Kontrabass. Sein Spiel hat etwas von Magie (die Aufhebung der Schwerkraft). Und klingt doch, in seinen organischen Bögen, wie selbstverständlich.

Besonders schön ist das zu verfolgen auf einer neuen CD, die sich unscheinbar wie noch eine Pianotrio-Produktion präsentiert. Tatsächlich entfacht die Formation von Clarke, der japanischen Pianistin Hiromi Uehara und dem Drummer Lenny White ein solches Feuer, handkehrum ein so filigranes Raffinement, dass einem so leicht kein Vergleich einfällt. Blicke doch nur eine ständige *working group!* Hinreissend.



The Stanley Clarke Trio with Hiromi & Lenny White: Jazz in the Garden. Heads Up HUCD 3155

## Flutter, flutter

Ein Baby hebt ab. François Ozons «Ricky» ist einfach nur Quatsch.  
Von Wolfram Knorr



Schwurzel: Mutter Katie (Alexandra Lamy) mit ihrer Tochter Lisa (Mélusine Mayance).

Auch die Filmkritik hat ihre Dreamboys. Vor Jahren war das der Pole Krzysztof Kieslowski mit seinen Filmzyklen «Drei Farben» und «Dekalog», auf die die Kritik immer sturzbetroffen reagierte. In jüngster Zeit hat die Kritik offenbar ein wenig die Lust verloren, nach oben zu staunen. Woran das liegt, weiss der Geier. Aber es gibt da einen Franzosen, der 2002 auf der Berlinale mit gestelzten «8 Femmes» als «grösstes Nachwuchstalent» gefeiert wurde: François Ozon. Auch in den folgenden Filmen wie «Swimming Pool» wurde sein Spiel mit der «Doppelbödigkeit» von Genre-Mustern wunderbar gefunden. Endlich wieder ein Hochleistungs-Autorenfilmer?

Denn Ozons neuestes Opus «Ricky», auf der diesjährigen Berlinale uraufgeführt, wird abermals recht anständig beschwurbelt. Vor allem das Raffinement von «Sozialem», «Rätselhaftem» und «Märchenhaftem». Die Wendung ins Fantastische, heisst es häufig bedeutungsschwanger, sollte nicht verraten werden (boah!). Und Ozon beruft sich dabei auf Altmeister Luis Buñuel, Träume so umzusetzen, als wären sie die Realität, und die Realität so, als wäre sie Träume. Schön, nur bleibt's bei Ozon reine Behauptung. Die verhärmte, einsame Fabrikarbeiterin Katie (Alexandra Lamy), lebt mit ihrer 7-jährigen Tochter Lisa (Mélusine Mayance) in einer tristen Sozialwohnung, fährt die Kleine regelmässig auf ihrer Vespa in die Schule und

verschraubt danach in der Fabrik Säureflaschen am Fliessband, während's draussen feucht und frostig ist.

Dann aber lernt Katie den spanischen Kollegen Paco (Sergi López) kennen, rammelt mit ihm gleich mal in der Toilette (typisch Prekariat), lässt ihn bei sich einziehen und wird daraufhin ruck, zuck schwanger (typisch Prekariat). Und das Neugeborene namens Ricky hebt ab: Ihm wachsen Flügel, die es – flutter, flutter – glucksend aus der Ozon-Sozialschicht hinauf in die saubere Fantasy tragen oder besser in den Kitsch des Schlagers. Jede Mama hält zwar ihr Baby für einen Engel, aber es sollte trotzdem nicht wegfliegen wie diese glucksende Kitsch-Putte. 1961 landete Ralf Bendix mit dem Schlager «Babysitter-Boogie» einen Hit, in dem es heisst: «Man hört, dass hier die Babys musikalisch sind. Und viel mehr von Musik verstehen als sonst ein Kind...» Ozons Ricky kann mehr, die Fliege machen.

«Ricky» ist originalitätssüchtig, kalt und kalkuliert. Das Sozialengagement à la Dardenne («L'Enfant») und das Fantastische à la Cronenberg («The Fly»), mit dem Ozon die Kritik auf seinen cinephilen Grabbeltisch lockt, ist pure «Heidschi Bumbeidschi»-Eitelkeits-Sozialkitsch-Himmelfahrt.

Ricky. Regie: François Ozon. Frankreich, 2009

# Herold einer Generation

Sein neues Album heisst «Relapse»: Rückfall. Eminem alias Marshall Bruce Mathers III hat gleich mehrere davon. *Von Albert Kuhn*

Zum Bekanntheitsgrad des erfolgreichsten weissen Rappers: Betritt ein Mädchen den McDonald's in Baden und verlangt ein «McFlurry mit Eminems». Gemeint waren M&M's. Herzig – und nicht weit daneben. M&M war Eminems erstes Rapperpseudonym, abgeleitet von den Initialen seines Namens.

Marshall Bruce Mathers III, geboren am 17. Oktober 1972, aufgewachsen in verschiedenen Städten Missouri, hängengeblieben in den Suburbs von Detroit. Das Familienleben eine Müllhalde. Der Vater kommt gleich zu Beginn der Geschichte abhanden. Onkel Ronnie, Freund und Vater-Ersatz, bringt sich während eines Einbruchs mit der abgesägten Schrotflinte um. Boy Marshall flüchtet sich ins Fantasyland und will Comic-Zeichner werden.

Den nachhaltigsten Griff macht er aber, als er sich das Beastie-Boys-Album «Licensed to Ill» beschafft. Und beginnt, selbst zu reimen und zu rappen. Damit hat Jung-Eminem sich die schwierigste Rolle ausgesucht, welche die US-Unterschicht zu bieten hat. Ein weisser Rapper ist erst mal das Allerletzte. Hat er gar Erfolg, lebt er gefährlich.

Und jetzt reden wir von einem Comeback? Richtig, vier Jahre gingen scheinbar ohne Eminem ins Land. In der Zeit nach «Encore» (2004) hatte sich Eminem in eine, für uns nur vage erkennbare, Sackgasse hineinmanövriert. Die Sinnfrage. Am Ende warteten mit offenen Armen die einschlägigen Chemikalien – all die Lunesta, Ambien, Vicodin, Valium, NyQuil und sonstigen Brain-Bonbons.

Eminem hat es knapp überlebt. Aber ist es derselbe Em, der da wiederkommt? Oder nur eine ausgebrannte Kopie? Wird das gar die letzte hohle Ehrenrunde, wo der eigene Markenname noch einmal abgefeiert wird, um definitiv Pensionskasse zu machen?

Eminem 2009 ist der Rückfall in seine frühen Erfolge. Es ist die zähe, nahtlose Weiterführung seiner bisherigen Arbeit, und am treuesten ist er seiner Slim-Shady-Phase, vor einem Jahrzehnt: aufs trockenste runtergeköchelte Beats von Dr Dre, alle Scheinwerfer auf den Rapper gerichtet, keine smarten Pop- oder Rock-Samples, auch keine berühmten Kollegen, die auf Schritt und Tritt mitrappen. Ausser zweimal kurz seine fettesten Freunde: Dr Dre und 50 Cent.

Also 1999 *revisited*? Mit kleinen Nuancen: ja. Eminem wollte und musste sich nicht neu erfinden. Sein Stoff war vier Jahre lang nicht im Angebot – nun setzt Em voll auf einen Rückfall, diesmal beim Publikum.

Es braucht allerdings einen Wie-bitte-Moment, bis man sich erneut an diese alten, klobigen Beats gewöhnt hat: mampf, trampel, uaaaah, mampf, trampel, kreisch ... Diesen krokodilhirnigen Minimalismus muss man sich erst mal leisten können. Die in monströse Viertelschläge gehauene Musik kombiniert Dr Dre passgenau unter Eminems ebenso unfunky und hölzern tickende Raps – meistens Achtel, hin und wieder mit maschinengewehr gleichen Sechzehnteln garniert. Alles wie bisher, nur konsequenter, erbarmungsloser, hirnwindungs... genau – viel genauer noch als die Rolex seiner Rapperkollegen.

## Hochoktaniger Hass

Ebenso treu blieb Eminem all die Jahre seinen Themen. Mutter, Vater, Stiefvater und Ex-Frau kriegen alle – sozusagen im Service-Abo – ihr gewohntes Fett ab, Mama Debbie wie immer die *Double-whammy-Portion*. Nicht vergessen: Für all seinen hochoktanigen Hass hasst Emi-

nem sich selbst am meisten. Auch das Publikum kommt nicht zu kurz, Eminem begrüsst es mit: «I guess it's time for you to hate me again, let's begin now hand me the pen.» Man reiche mir die Feder – königlich.

Diese Feder muss mehr als ein Jahr lang geraucht haben. Eminem hat zwanzig Nummern und Nümmerchen geschrieben, die meisten schmerzhafter, ehrlicher und angreifbarer als erwartet. Nach Einführung und den obligaten Verwünschungen ist «Hello» der Song, wo das Album richtig abhebt, der Entschuldigungs-Song fürs Etwas-länger-Wegbleiben, eine irrwitzige Rap-Raserei von technoider Komplexität. «Old Time's Sake» ist eine Plattform für höheren Airline-Unfug und «Must Be the Ganja» der Kiffer-Song mit Serienkiller-Flavour. Völlig unerwartet kommt «Beautiful», weich und lieblich, von Eminem selber produziert, ein Lovesong, der es ins AM-Radio schaffen könnte – wenn da nicht ein oder zwei *four-letter words* wären. Mit der Zeile «Don't let 'em say you ain't beautiful» und einer Melodie, die Alicia Keys erbleichen liesse. Schliesslich «Underground», pathetische Gladiatorenstimmung, Chöre, dunkle Wolken. So viel zu Relapse eins.

Rückfall zwei soll Ende Jahr erscheinen.

**Eminem:** Relapse. Universal



*Krokodilhirniger Minimalismus:* Rapper Eminem.

# Schweizermacher

Vereinspräsident Eidenbenz hat seinem Goalgetter Tom Keita vorgeschlagen, er solle doch Schweizer werden. Aber kann das so einfach sein? «Doppelpass», Folge 26. Von Charles Lewinsky

Tom wischte sich den Schweiß vom Gesicht und schlenkerte die Tropfen von sich weg, dass sie auf den heissen Steinen zerzischten.

In einem Land aufgewachsen, wo man die Kühle suchte, hatte er nie verstanden, warum es jemand für gesund oder sogar für angenehm halten konnte, sich freiwillig in einen überhitzten Holzkasten zu setzen. Aber der Saunagang stand nun mal auf dem Fitnessplan, und so schwitzte man eben gottergeben vor sich hin.

Im Gegensatz zu ihm schien Mirko die Temperatur überhaupt nichts auszumachen. Er hatte einen Gameboy mitgebracht und drückte selbstvergessen auf irgendwelchen Knöpfen herum. Ab und zu hörte man ein Piepsen oder den Fetzen einer elektronischen Melodie.

Piep. Piep. Boing.

«Du, Mirko ...», sagte Tom.

«Nicht jetzt. Ich bin mitten im Training.»

Tom verstand nicht. «Aber dein Zeh ist doch immer noch ...»

«Dieses Training.» Mirko hielt den Gameboy hoch. «Ich hab mir das von meinem kleinen Neffen ausgeliehen. <Soccer Manager> heisst das Spiel. Wenn ich noch einen anständigen Mittelstürmer einkaufen kann, hab ich eine echte Chance, die Meisterschaft zu gewinnen.»

Boing.

«Ich wollte dich etwas fragen.»

«Na schön.» Mirko legte die Spielkonsole beiseite. «Hier drin ist es sowieso so feucht, dass mir die Finger dauernd von den Tasten rutschen. Geht es schon wieder um deinen verschwundenen Verwandten?»

«Nein.» Tom wollte ganz automatisch an seinem Hosenbein zupfen, eine Geste, die er immer machte, wenn er verlegen war. Nur dass er diesmal gar keine Hose anhatte. Stattdessen kratzte er sich an der Wade. «Was ich gern wissen möchte: Wie geht das eigentlich vor sich, wenn man Schweizer wird?»

«Schweizer werden?», sagte Mirko. «Da musst du noch ein Vierteljahr warten.»

«Dauert das so lange?»

«Es kann auch sehr schnell gehen. Aber die Zeremonie wird immer nur am 1. August durchgeführt.» Er wischte sich mit der Hand übers Gesicht, nicht um den Schweiß wegzuwischen, sondern nur um sein Grinsen zu verdecken. Er mochte Tom, weil der bei allem sportlichen Erfolg ganz naiv geblieben war und sich deshalb



wunderbar verarschen liess. Auch diesmal biss er prompt auf den Köder an.

«Was für eine Zeremonie?»

«Hast du das noch nie am Fernsehen gesehen? Das übertragen sie doch immer live. Direkt nach der Ansprache des Bundespräsidenten. Auf dem Rütli wird ein grosser Kessel mit flüssiger Schokolade aufgestellt ...»

«Schokolade?»

«Beste Schweizer Qualität. In dem Kessel müssen die Kandidaten dreimal untertauchen, und wer das überlebt, bekommt den roten Pass.»

«Nein, im Ernst!»

Aber Mirko war jetzt im Schuss und noch lange nicht bereit, ein seriöses Gespräch zu führen. «Bei dir wird das allerdings schwierig werden», sagte er. «Da werden sie extra weisse Schokolade besorgen müssen. Schwarz genug bist du ja schon.» Er fand den eigenen Scherz so komisch, dass er sich vor Vergnügen auf die Brust trommeln musste. Die Tropfen flogen in alle Richtungen.

Tom lachte nicht mit. Er wollte wirklich eine Antwort haben. Er konnte sich so eine Einbürgerung einfach nicht richtig vorstellen. So etwas Ähnliches wie damals in Zürich, am Sechseläuten in der Zunftstube, stellte er sich vor. Nur natürlich ohne Verkleidungen. Aber irgendwie sehr feierlich.

Er zerbrach sich schon seit einigen Tagen den Kopf darüber. Als Eidenbenz den Vorschlag gemacht hatte, da hatte alles noch so einfach geklungen. Nicht schwieriger als ein Auto kaufen oder eine Wohnung mieten. Auch Claudia hatte gemeint, wenn jemand mit so

viel Einfluss wie sein Vereinspräsident dahinterstünde, dann sei das Ganze nur eine Formalität und schnell erledigt. Nur wie genau es ablaufen würde, das hatte ihm keiner erklärt.

«Wie war das damals bei dir, Mirko?»

«Beim ersten oder beim zweiten Mal?»

«Du hast zweimal ...?»

«Na klar», sagte Mirko. «Die Ehrenrunde ist doch immer das Schönste an einem Sieg.» Aber trotz des lockeren Spruchs sah er gar nicht mehr aus, als ob ihm ums Scherzen wäre.

«Beim ersten Anlauf hat es nicht geklappt», sagte er.

«Wieso?»

«Weil ich erst bei den C-Junioren war, nehme ich an. Damals noch als Torhüter.»

«Wie bitte?»

«Ich war noch ein kleiner Junge. Beim ersten Versuch. Wir wohnten in diesem Kaff, wo mein Vater in der Schraubenfabrik arbeitete. Im Schichtbetrieb am Band. «Man wird nicht reich dabei», sagte er immer, «aber besser als bei uns zu Hause ist es allemal.» Er stellte den Antrag für die ganze Familie, und die Gemeindeversammlung schmetterte ihn für die ganze Familie ab. In derselben Turnhalle, in der ich mir jahrelang die einzig wirklich guten Noten in meinem Zeugnis geholt hatte.»

«Aber warum?»

«Mangelnde gesellschaftliche Integration. Obwohl wir Geschwister alle vier hier aufgewachsen und zur Schule gegangen waren. Zugegeben, in meinem Fall nicht gerade als Klassenbester, aber wenn es darauf ankäme, müssten sie das halbe Land ausbürgern.»

«Und trotzdem ...?»



Man merkte Mirkos Stimme an, dass ihn die Geschichte immer noch ärgerte.

«Natürlich», sagte er, «meine Mutter hat nie richtig gut Deutsch gelernt. Und bei einer Staatskundefprüfung würde sie bestimmt durchfallen. Hält den Christoph Mörgeli wahrscheinlich für einen Kandidaten bei «Music Star». Aber das war wohl nicht der Grund, warum sie uns abgelehnt haben.»

«Sondern?»

Statt einer Antwort griff Mirko nach der grossen Schöpfkelle und kippte einen Schwall Wasser auf die Steine. Eine unangenehm heisse Dampf Wolke verbarg für einen Moment sein Gesicht. Erst nach einer Pause sprach er weiter.

«Warum wohl? Bestimmt nicht wegen diesem Integrationsblabla. Es hatte mehr damit zu tun, dass wir einen so ausländischen Namen hatten. Milatovic klingt einfach nicht so gut wie Hürlimann oder Rusterholz.»

«Ich heisse Keita. Das ist auch nicht gerade urschweizerisch.»

«Aber du bist ein erfolgreicher Fussballspieler. Das gleicht alles andere aus. Nicht wie mein Vater nur ein Biezer, den man kostenlos zur Sau machen kann. Er war damals ziemlich fertig, besonders weil ein paar Arbeitskollegen am nächsten Tag auch noch blöde Sprüche machten. Von wegen, er solle sich doch lieber ein Land suchen, wo der Nationalheld Wilhelm Tellovic heisse, und so.»

«Scheisse», sagte Tom.

«Schön formuliert», sagte Mirko.

«Und beim zweiten Anlauf?»

«Das war in derselben Turnhalle wie beim ersten Mal. Mit den genau gleichen Leuten wie

ein paar Jahre früher. So kam es mir wenigstens vor. Auf alle Fälle roch es immer noch genau gleich nach Reinigungsmitteln und alten Socken. Nur der Ablauf der Veranstaltung war anders.»

«Sie haben euch aufgenommen?»

«Mit Glanz und Gloria. Und einem Blumenstrauss für meine Mutter, vom Gemeindepräsidenten persönlich überreicht. Er konnte gar nicht verstehen, warum sich mein Alter nicht richtig gefreut hat.»

«Sie waren also toleranter geworden?»

«Quatsch», sagte Mirko. «Aber ich spielte damals schon in der Nati A.»

«In der was?»

«Du bist wirklich noch nicht lange hier. Das war dasselbe wie jetzt die Axpo Super League. Sie hiess früher bloss anders, weil sich noch kein Konzern den Namen gekauft hatte.»

Der Sand in der Glasröhre an der Wand war endlich durchgelaufen, und Tom wollte schon erleichtert die Türe öffnen. Aber Mirko hielt ihn zurück und drehte die Sanduhr auf den Kopf. «Komm, wir bleiben noch eine Runde», sagte er. «Draussen hören einem zu viele Leute zu.»

Ohne Begeisterung setzte sich Tom wieder auf sein klatschnasses Handtuch. Diesmal auf der untersten Liege, nicht wie Mirko ganz oben. «Aber keinen Aufguss mehr!»

«Schwächling. – Also, was wolltest du eigentlich wissen?»

«Ob es kompliziert ist. Schweizer werden, meine ich.»

«Wenn sie dich brauchen, ist es einfach. Wenn sie dich nicht brauchen, erfinden sie jede Menge Schwierigkeiten. Aber so einen wie

dich brauchen sie ja. Nach deinem Superspiel sowieso.»

Erst als Tom später über das Gespräch nachdachte, fiel ihm auf, dass Mirko die ganze Zeit über «sie» gesagt hatte und nicht «wir». Und dabei war er doch Schweizer und spielte in der Nationalmannschaft.

Seltsam.

«Wie bist du eigentlich so plötzlich auf die Idee gekommen?»

«Du darfst es aber niemandem weiter erzählen: Eidenbenz hat es vorgeschlagen.»

«Da hat unser Herr Präsident ausnahmsweise mal etwas Vernünftiges ausgeheckt. Und wenn jemand Schwierigkeiten macht, bekommt er es mit dem Hitzfeld zu tun. Der hat letzten Endes mehr zu sagen als jeder Politiker. Zumindest, solange es noch eine Chance gibt, sich für die WM zu qualifizieren.»

«Es reizt mich natürlich schon, aber ...»

«Aber was?»

«Irgendwie kann ich mir einfach noch nicht vorstellen, dass ich vor einem Spiel mit in der Reihe stehe und die Schweizer Nationalhymne singe.»

«Dann mach es doch wie die andern auch: Beweg irgendwie den Mund zur Musik. Den doofen Text kann sowieso niemand auswendig. Morgenrot und Strahlenmeer! Klingt wie ein Werbeprospekt für ein Atomkraftwerk.»

«Meinst du, die Fans würden mich akzeptieren?»

«Nach deinem gehaltenen Elfmeter bist du praktisch schon Ehrenbürger.»

«Aber Nationalmannschaft ist noch mal etwas anderes. Ich sehe ja wirklich nicht aus wie der typische Schweizer.»

«Seit wann spielt das eine Rolle? Nach der Niederlage gegen Luxemburg letztes Jahr hätten sie auch einen Marsmenschen genommen, wenn er nur Tore schießen kann. Und überhaupt: Sieht Gerald Asamoah aus wie ein typischer Deutscher? Oder Claude Makélélé wie ein typischer Franzose?» Mirko schlug seinem Freund mit der flachen Hand gegen die nasse Stirn. «Du solltest deinen Schädel für Kopfbälle brauchen und nicht zum Denken. Das liegt dir nämlich nicht. Schiess in der WM-Qualifikation ein paar Tore, und das ganze Land wird schwören, schon auf dem Rütli sei ein Keita dabei gewesen. Als Programmverkäufer.»

«Du nimmst die Sache nicht ernst», sagte Tom. Es klang wie ein Vorwurf, aber eigentlich war er erleichtert.

«Nicht ernster, als sie es verdient», sagte Mirko. «So, und jetzt lass mich in Ruhe. Ich habe mit meinem Neffen gewettet, dass ich bis zum Wochenende Landesmeister bin.»

Er griff nach dem Gameboy, und bald gingen die Geräusche wieder los.

Piep. Piep. Boing.

Folge 27 in der nächsten Weltwoche

## Es geht auch ohne Romantik

Die Pflegefachfrau Jasmin Stihl, 21, und der Bauingenieur Raphael Acklin, 25, heiraten im August. Sie hoffen, ein immer besseres Team zu werden.

**Jasmin:** Der soziale Hintergrund des Partners ist nicht so wichtig. Ob er in einem Schloss oder auf einem Bauernhof aufwuchs, ist nicht der Punkt. Aber wie es in seiner Familie zu- und hergeht, sollte man vor einer Heirat schon wissen. Das Elternhaus vermittelt schliesslich gewisse Werte und Normen, die man auch als Erwachsener automatisch und völlig selbstverständlich übernimmt. Als ich das erste Mal bei Raphaels Familie zum Essen eingeladen war, erstaunte mich die Ruhe bei Tisch. Es wurde sachlich und in einem ruhigen Ton miteinander geredet.

**Raphael:** Bei Jasmin zu Hause fliegen oft die Fetzen.

**Jasmin:** Mit meinen zwei jüngeren Schwestern und den zahlreichen Tageskindern meiner Mutter sass manchmal bis zu zwölf Personen an einem Tisch. Natürlich gab es Meinungsverschiedenheiten, und Unstimmigkeiten waren programmiert. Es wurde alles angesprochen und ausdiskutiert. So ist es bis heute geblieben.

**Raphael:** Später spricht man sich aus, verzeiht und versöhnt sich. Das sind dann innige und schöne Momente. Es sind diese Unterschiede, die auch unser Zusammenleben interessant machen: Deshalb ist es wichtig, die Herkunftsfamilie des anderen zu kennen, um die grundlegenden Eigenheiten und Verhaltensmuster des anderen besser verstehen und nachvollziehen zu können. Erst wenn dies geschieht, kann etwas völlig Neues entstehen: unsere Beziehung.

**Jasmin:** Das A und O ist die Kommunikation. Daran arbeiten wir. Wir müssen lernen, unsere Gedanken transparent zu machen, aufeinander zuzugehen, Gefühle, Ängste und Sorgen miteinander zu teilen und gemeinsam einen Weg zu finden, der für beide stimmt. Anstatt zu schmollen oder zu meckern, sollten die Erwartungen klar formuliert werden. Auch Kleinigkeiten können thematisiert werden.

**Raphael:** In den ersten Tagen unseres Zusammenlebens schlürfte ich am Morgen die Ovmaltine. Das tat ich so, seit ich ein kleiner Junge war. Jasmin sagte mir klipp und klar, dass sie das überhaupt nicht mag. Heute weiss ich auch, dass es meine Verlobte nicht besonders schätzt, wenn ich ihr kleine Geschenke mache,



«Rosenblätter im Badewasser müssen nicht unbedingt sein»: Brautpaar Stihl und Acklin.

weshalb sie nicht gerade das anhänglichste und romantischste Wesen ist, das ich kenne. Über die Gründe möchten wir nicht sprechen.

**Jasmin:** Ich bin offen, ehrlich, kommunikativ und manchmal etwas aufbrausend, ansonsten aber eher ein sachlicher Mensch: Rosenblätter im Badewasser und solche Dinge müssen nicht unbedingt sein. Wenn Raphael im Haushalt mit anpackt, bedeutet mir das mehr, als wenn er mit Blumen nach Hause kommt.

**Raphael:** Im Ehevorbereitungskurs haben wir viel gelernt. Vor allem Dinge, auf die wir selbst nicht gekommen wären. In unserer Beziehung bin ich der emotionalere Typ. Und während Jasmin immer etwas zu erzählen weiss, fehlen mir manchmal die richtigen Worte.

**Jasmin:** Ich versuche ihm Zeit und Raum zu lassen, seine Gedanken zu verbalisieren: Das braucht Übung und viel Geduld. Raphael sucht öfter die Nähe zu mir. Zudem ist er der fürsorglichere Part in der Beziehung. Er möchte, dass ich happy und zufrieden bin, und sehr oft gelingt ihm das auch.

**Raphael:** Das stimmt. Ich wünschte mir diese Beziehung sehr, und wir sind beide bereit, viel dafür zu investieren. Bevor ich Jasmin kennenlernte, hatte ich mit anderen Frauen nicht so viel zu tun. Der Druck unter Gleichaltrigen ist gross: Man muss sich ähnlich stylen und ähnlich benehmen, dazu hatte ich keine Lust.

**Jasmin:** Für mich waren die jungen Kollegen und Kolleginnen oftmals nicht interessant. Oberflächlichkeit mag ich nicht, ausserdem bin ich überhaupt kein Shoppingfreak. So fanden wir uns: Raphaels ruhiges Wesen und seine Art zu diskutieren gefielen mir sofort. Er ist kein Aufschneider oder Besserwisser. Er kann zuhören und echtes Interesse zeigen.

**Raphael:** Wir lieben uns so, wie wir sind, und, so wie es aussieht: immer mehr.

Aufgezeichnet von **Franziska K. Müller**.

Ehevorbereitungskurse: [www.familylife.ch](http://www.familylife.ch)



## Weltwoche-Spezialangebot



DON GIOVANNI – Weltmeister der Verführungskunst. Als Weltwoche-Abonent/-in profitieren Sie von 10% Rabatt auf allen Tickets fürs Opernfestival Avenches.



### DON GIOVANNI... unwiderstehlich!

Wolfgang Amadeus Mozarts Musik ist so zeitlos und unwiderstehlich wie Liebe und Verführung. Nirgends wird das schöner zelebriert als im burlesk-tragischen «Don Giovanni», nirgends ist ein Opernabend stimmungsvoller als im Amphitheater von Avenches!

Die Geschichte des skrupellosen Frauenhelden und Gotteslästerers spielt im 17. Jahrhundert in einer spanischen Stadt. Beim Versuch, sich an Donna Anna heranzumachen, ersticht Don Giovanni ihren Vater und flieht unerkannt. Nach einem Treffen voller Vorwürfe mit seiner früheren Geliebten Donna Elvira platzt er in die Hochzeitsfeier von Masetto und Zerlina. Erneut kann er es nicht lassen, der schönen Braut nachzustellen. Zur Rede gestellt, schiebt er die Schuld auf seinen Diener Leporello. Bald hat dieser sämtliche Feinde seines Herrn auf den Fersen. Als er sich abends auf dem Friedhof mit Don Giovanni trifft, prahlt dieser mit seiner neuesten Eroberung. Frevelhaft lädt Don Giovanni die Marmorstatue von Donna Annas totem Vater zu einem Fest. Doch damit ist er zu weit gegangen...

### Weltstars in den Hauptrollen: Gorny, Olivieri, Nadelmann!

Die Titelrolle des Don Giovanni teilen sich Konstantin Gorny und Nicola Olivieri. Gorny brillierte darin u. a. in Karlsruhe als «selbstverliebter Dandy» mit «unanfechtbarer vokaler Autorität», während Olivieri für seine Interpretation der Mozart-Opern ausgezeichnet und von Italien bis Salzburg gefeiert wurde. Donna Anna wird von Noëmi Nadelmann und Sunhee Park verkörpert. Für die beliebte Zür-

cher Sopranistin zählt die Donna Anna zu ihren Lieblingspartien. Sie freut sich auf Avenches, wo stimmliche Feinheiten und Nuancen unverstärkt zum Publikum gelangen. Für die Rolle des Dieners Leporello konnte u. a. der in ganz Europa gefeierte Andrea Concetti gewonnen werden. Auch die Besetzung der weiteren Rollen verspricht Musikgenuss vom Feinsten, für Details siehe [www.avenches.ch/opernfestival](http://www.avenches.ch/opernfestival).

### Star-Regisseur Giancarlo Del Monaco

Mit Giancarlo Del Monaco als Verantwortlichem für die Neu-Inszenierung von «Don Giovanni», für Bühnenbild und Kostüme gibt sich ein weltweit bejubelter Regisseur in Avenches die Ehre. Freuen Sie sich auf eine überraschende Produktion!



### Vorstellungen:

3., 4., 8., 10., 11., 15. und 17. Juli 2009.

«Don Giovanni» wird italienisch gesungen, ergänzt mit eingblendeten Obertiteln in Deutsch und Französisch. Aufführungsbeginn 21.15 Uhr, Ende ca. 0.30 Uhr.

### Billettpreise in CHF im Sektor:

H	63.– statt 70.–
G/F	90.– statt 100.–
E	108.– statt 120.–
E+/C/D	126.– statt 140.–
A/B	144.– statt 160.–
A+/B+	162.– statt 180.–

Arena-Sitzplan unter  
[www.avenches.ch/opernfestival/Kartenverkauf](http://www.avenches.ch/opernfestival/Kartenverkauf)

### Weltwoche-Spezialangebot:

Um vom Rabatt zu profitieren, laden Sie Ihr persönliches Kennwort unter [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub) herunter. Ticketbestellungen unter Angabe Ihres Weltwoche-Kennworts: Opernfestival Avenches, Festivalbüro, Postfach, 1580 Avenches, Telefon 026 676 06 00, Fax 026 676 06 04 oder E-Mail: [opera@avenches.ch](mailto:opera@avenches.ch)

Weitere Informationen zu Avenches und zum Opernfestival finden Sie unter [www.avenches.ch](http://www.avenches.ch).

Weitere attraktive Leserangebote und Verlosungen finden Sie regelmässig auf [www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub). Noch kein Weltwoche-Abo? Abonnieren Sie jetzt und profitieren Sie von zahlreichen Angeboten. Mehr auf [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).



*Breguet*  
Depuis 1775

**Napoleon Bonaparte,  
Breguet-Kunde seit 1798.**



Classique - Ewiger Kalender - 5327BA

[www.breguet.com](http://www.breguet.com)

Montres Breguet SA, 1344 L'Abbaye (Vallée de Joux), Tel. 021 841 90 90  
PARIS - CANNES - GENÈVE - WIEN - LONDON - NEW YORK - LOS ANGELES - DUBAI - MOSKAU - SINGAPUR - TOKYO - SEOUL